NR. 50. OFFENBURG, 6. DEZ. 1961. 3 Z 2013 C. 60 PFENNIG

Österreich 4.50 ö.S. - Schweiz -.70 sfrs. - Italien 120 Lire - Frankreich -.90 NF - Schweden 1.- skr. inkl. oms.

BUNTE ILLUSTRIERTE

Münchner ILLUSTRIERTE

Märchen aus 1001 Nacht:

PRINZEN-HOCHZEIT IN RABAT

Auf 10 Seiten:
Die prachtvollsten Farbfotos

MARIA SCHELL
bereitet sich auf die
schönste Rolle ihres Lebens vor

BERICHTE UNSERER KORRESPONDENTEN

Ein Haus aus lauter Pappe

New York — Für rund 4000 Mark hat sich ein amerikanischer Schriftsteller ein Haus aus Papier gebaut, das hübsch anzusehen, bewohnbar und sogar jahrzehntelang haltbar ist.

Der Schriftsteller trug sich mit dem Gedanken, auf einer Insel in der Karibischen See ein Sommerhaus zu bauen. Die Kalkulation ergab jedoch, daß er sich den Spaß kaum würde leisten können. Trotzdem ließ er von seinem Vorhaben nicht ab. Er überlegte sich, wie er doch noch zu seinem Sommerhaus kommen könnte. Vielleicht sollte man es einmal mit einem neuen Baumaterial versuchen?

Was lag näher, als an das Material zu denken, mit dem er, der Schriftsteller, ohnehin ständig umgeht, an Papier.

Er setzte sich mit Papierfabrikanten und Baufachleuten zusammen, und gemeinsam fanden sie eine Möglichkeit, das Papierhaus zu verwirklichen. Probeweise wurde eines in Huntington auf Long Island errichtet. Es hat fünf Zimmer und bietet alles, was man von einem Neubau an modernem Wohnkomfort erwartet.

Dach, Wände und Fußböden sind aus feuerbeständigem und wasserdichtem Papier — genau genommen aus starken Pappscheiben, die auf ein wabenähnliches Zwischenstück geklebt sind. Das Haus steht auf Säulen, die mit Schotter gefüllt und durch Stahlleisten miteinander verbunden sind, so daß die Standfestigkeit gesichert ist.

Nur drei Männer waren nötig, das Haus zu errichten. Schon nach vier Tagen konnten sie Richtfest feiern. Alles in allem kostet das Haus 4000 Mark. In kleinerer Ausführung kann es sogar schon für 2000 Mark erstellt werden. DR. HANS FRÖHLICH

Autos verdrängen die Hauptstadt

Buenos Aires — Braucht Argentinien eine neue Hauptstadt? Diese Frage wird derzeit in Buenos Aires sehr lebhaft diskutiert.

Ausgangspunkt dafür ist hauptsächlich die katastrophale Parkplatznot, die täglich noch schlimmer wird. Man weiß in Buenos Aires heute wirklich nicht mehr, wo man seinen Wagen abstellen könnte — und die Stadtväter wissen nicht mehr, wo sie noch ein paar Quadratmeter neuen Parkraum freimachen könnten.

Schon jetzt gibt es fast keine Grünflächen mehr, sie wurden zugunsten der Autos Streifen um Streifen verkleinert, bis schließlich nichts mehr von ihnen übrigblieb. Auch Bäume sind fast schon aus dem Stadtbild verschwunden. Man will jetzt den Straßenbahnbetrieb einstellen und dafür Omnibusse einsetzen, damit der Verkehr etwas flüssiger wird.

Aber all diese Maßnahmen wirken sich überhaupt nicht spürbar aus. Buenos Aires ist eine von Autos verstopfte Stadt — „und das beste wäre, kurzerhand eine neue Hauptstadt zu gründen", wie verschiedene Kreise

Diese Woche aus New York, Buenos Aires, Paris und Tokio

durchaus ernsthaft argumentieren. Heiß umstritten ist dabei aber die Frage, ob man dem Beispiel Brasiliens folgen und eine völlig neue Stadt aus dem Boden stampfen solle oder ob es nicht zweckmäßiger und billiger wäre, einfach Cordoba, das ohnehin sehr zentral liegt, zur Hauptstadt zu machen. Allerdings — bis eine endgültige Lösung gefunden ist, werden die Autofahrer in Buenos Aires auf der vergeblichen Suche nach einer Parklücke noch viel zu fluchen haben.

OSKAR KERSENBAUM

Mit dem Hirsch kam der Tod

Paris — Das Gericht in Bernay grübelt seit über einem Monat über die Frage nach, wer dafür haftbar gemacht werden kann, wenn ein Mensch beim Anblick eines Hirsches zu Tode erschrickt.

Die Herzogin von Magenta hatte in ihrem Wald bei Beaumont-le-Roger eine Treibjagd veranstaltet. Dabei waren Treiber drei Stunden lang hinter einem besonders stattlichen Hirsch her. Das Tier, das schließlich ganz erschöpft war, flüchtete in seiner Todesangst zu einem kleinen Gehöft vor dem Waldrand. Mit seinen letzten Kräften setzte es über eine Hecke — und landete wenige Meter vor Frau Rolande Fréval.

Der Hirsch, der da plötzlich aus der Luft herabgekommen war, kam Frau Fréval wie ein Ungeheuer vor. Entsetzt schrie sie auf und stürzte zu ihrem Haus. Noch vor der Tür brach sie zusammen. Sie hatte einen Herzinfarkt erlitten. Wenige Stunden später war sie tot. Der Hirsch, der ihr den Tod gebracht hatte, wurde vom Jagdmeister der Herzogin erschossen.

Die Verwandten der Frau Fréval wollen aus diesem tragischen Fall möglichst viel Kapital schlagen. Sie haben die Herzogin von Magenta auf Schadenersatz verklagt und fordern 75 000 Mark von ihr. Doch ehe die Höhe der Forderung zur Debatte steht, muß das Gericht sich erst einmal über die Frage im klaren sein, wieweit die Herzogin überhaupt für den Tod der Frau Fréval verantwortlich gemacht werden kann. Eine Frage, die den Richtern noch viel Kopfzerbrechen bereiten wird.

EMILE PERAUER



Als der Hirsch plötzlich im Hof stand, erschrak eine Frau zu Tode.

Ein Tierchen fürs Pläsierchen

Tokio — Ein lebendes Eichhörnchen, mit silberner Kette am Mantelkragen befestigt, das ist der letzte Schrei der japanischen Mode.

Dieser extravagante Gag ist von einigen großen Kaufhäusern in Tokio gemeinsam kreiert worden und hat sofort Anklang gefunden. Auf der Ginza, Tokios Amüsier- und Geschäftsviertel, kann man heute die jungen Damen ihre Tierchen spazierentragen sehen.

Man hat etliche tausend der gestreiften Hokkaido-Eichhörnchen eingefangen und nach Tokio gebracht, wo sie jetzt pro Stück für 2500 Yen (etwa 28 Mark) angeboten werden. Dazu kommt noch die Kette, sie kostet je nach Länge 700 bis 1000 Yen. Laut modischer Vorschrift muß die Kette mindestens so lang sein, daß das Tier auf der Schulter seines Frauchens noch bequem hin und her wandern kann.

Allerdings — wie die Tiere untergebracht und verpflegt werden sollen, darüber schweigen sich die einfallsreichen Modeschöpfer aus.

WERNER CROME

BERICHTE UNSERER KORRESPONDENTEN

FORTSETZUNG VON SEITE 3

BUNTE ILLUSTRIERTE
Münchner ILLUSTRIERTE

Heft 50

Karriere im Kittchen

London — Einem Aufenthalt im Gefängnis verdankt der Engländer Arnold Murray seine Karriere als Schlagerkomponist, die er sehr erfolgreich mit den Hits „Lady Jane" und „This is the night for love" gestartet hat.

Arnold Murray, Besitzer einer Espressobar, hatte die leidige Gewohnheit, weit über die Verhältnisse zu leben, die ihm sein kleiner Restaurantbetrieb erlaubt hätten. Zum Ausgleich der finanziellen Differenz wurde er Gelegenheitsdieb. Das brachte ihn schließlich vor Gericht und drei Jahre ins Gefängnis.

Murray hatte Glück. Er kam ins Maidstone-Gefängnis, dessen Direktor Robert Finch den Grundsatz beherzigt, man müsse den Gefangenen möglichst viel Freiheit lassen, damit sie wieder „Selbstrespekt" gewinnen. Die Sträflinge durften hier auch eine Musikkapelle gründen — der aber leider ein Gitarrist fehlte. Murray, der dieses Instrument in seiner Bar gespielt hatte, kam wie gerufen. Er füllte nicht nur die mißliche Lücke, sondern rückte bald zum anerkannten „Bandleader" auf.

In der Muße des Gefangenendaseins entdeckte Murray seine kompositorische Begabung. In seiner Zelle 232 schrieb er das musikalische Lustspiel „Lady Jane" in Erinnerung an eine Jugendliebschaft. Direktor Finch gab die Erlaubnis, das Stück an einem Sonntagnachmittag im Gemeinschaftsraum aufzuführen. Geladen wurden dazu die Gefangenen, die Gefängniswärter samt Ehefrauen sowie alle übrigen Beamten des Maidstone-Gefängnisses. Der Erfolg vor diesem Publikum war gewaltig, so gewaltig, daß ein namhafter englischer Musikverleger davon Wind bekam. Er hörte sich das Ganze an — und ließ die beiden Hauptschlager der Revue, „Lady Jane" und „This is the night for love", als Schallplatten erscheinen.

Der Erfolg stellte sich fast über Nacht ein. Beide Songs gehören heute in England zu den populärsten Schlagern der Saison.

Der inzwischen 29 Jahre alt gewordene Arnold Murray hat jetzt seine Strafe abgebüßt. Er will sich ganz aufs Komponieren stürzen. Einen festen Vertrag mit einem Musikverleger hat er schon in der Tasche.

Sein Kommentar: „Fast möchte ich sagen, für mich haben sich die Diebstähle wirklich gelohnt. Als ehrlicher Mensch wäre ich nicht ins Kittchen gekommen, und ich hätte nicht zu komponieren begonnen . . ."

GERD TREUHAFT



Arnold Murray: Schlager aus Zelle 232

Geburtsort: Schneewehe

Madrid — Eine glückliche Niederkunft unter unglücklichen Umständen zeigte dieser Tage ein spanisches Ehepaar seinen Bekannten an. Der Mann, ein Straßenbau-Ingenieur, war mit seiner hochschwangeren Frau in einem Kleinwagen unterwegs zu den Schwiegereltern. Auf dem Paß El Manzanal zwischen Leon und Asturias gerieten sie in eine hohe Schneewehe. Hoffnungslos blieb der Wagen stecken. Alle Versuche, ihn wieder flott zu bekommen, scheiterten.

Ausgerechnet in dieser Situation setzten bei der Frau die Geburtswehen ein. Nach einer Stunde hatte sie einen Jungen zur Welt gebracht. Ihr Mann mußte die Hebamme ersetzen.

Glücklicherweise kamen jetzt zwanzig Fußballer vom Regional-Club Fabero des Weges. Für die starken Männer war es ein leichtes, den Wagen aus der Schneewehe herauszuheben und auf sicherem Grund abzusetzen.

In Astorga lieferte der Mann seine Frau und seinen neugeborenen Sohn in der Klinik ab. Der Arzt stellte fest: „Beiden geht es ausgezeichnet." Bloß der arme Ehemann fühlte sich etwas mitgenommen.

KARL TICHMANN

BILDBERICHTE

UNSER FARBBERICHT

TATSACHENBERICHTE

ROMANE

KURZ – ABER WICHTIG

DER NEUE HITCHCOCK



ZUM TITELBILD:

Seit Monaten hat Maria Schell nicht mehr vor der Kamera gestanden. Sie erwartet ein Baby. Die Reporter der BUNTEN besuchten sie in ihrem stillen Haus bei Wasserburg am Inn und berichten darüber in diesem Heft.

Die BUNTE Jllustrierte / Münchner Jllustrierte erscheint wöchentlich bei Burda Druck und Verlag GmbH, Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Lutz Böhme. FÜR DEN INHALT VERANTWORTLICH: Karlheinz Schönherr. BILDREDAKTEUR: Waldemar Dinkat. CHEF VOM DIENST: Walter Remus. REDAKTEURE: Werner R. Gallé, Dr. Willy Grafschmidt, Dr. Kurt Gustmann, Hermann Holl, Dr. Ernst Klinnert, Jeanette Mischlin, Karl-Heinz Nass, Oswald Scharfenberg, Helmut Sohre, Dr. Herbert Speckner, Gundolf Stahn. IMPRIMATUR: Sepp L. Tauschmann. BILDERDIENST: Karlheinz Przybylla. REPORTER: Bruno Arnold, Hannes Betzler, Roland Pfaff, Alfred Strobel. BERATENDE REDAKTION: Bernd Ruland, Peter Heim, Oscar Saile. GESTALTUNG: Karl-Heinz Hannappel, Walter Schollmayer. VERLAGSLEITUNG: Dr. Wolf-Dieter Kuner. ANZEIGENLEITUNG: Wolfgang Brudermüller. HERSTELLUNG: Hermann Schlosser/Helmut Gast. ZWEIGREDAKTIONEN: München: Georgenstraße 19, Tel. 33 37 45, Fernschreiber 05 22043. Bonn: Gerhard Krüger, Bad Godesberg, Schumannstraße 15, Tel. 6 82 09. Frankfurt/Main: Marita Benthien, Brückenstraße 13, Tel. 68 29 02. Hamburg: Georg Würtz, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 32 56 06. AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Argentinien: Oskar Kersenbaum, Buenos Aires, Santiago del Estero 656. Benelux-Staaten: René Henoumont, Brüssel, Tel. 12 06 22. Brasilien: Eduard Keffel, Rio de Janeiro, Tel. 36 32 13. Frankreich: Emile Perauer, Paris 8, Champs-Elysées 102, Tel. Elysées 66—79. Paul François Léonetti 4, Av. Mirabeau, Nizza, Tel. 88 26 06. Großbritannien: Gerd Treuhaft, London, Tel. Wordsworth 7410, 60 Preston Hill, Kenton Middlesex. Italien: Johannes Aalto, Rom, Via S. Melania 1. Japan: Werner Crome, Tokio, Mgoru-Ku, Kamimaguro 8 - chome 292. Österreich: Inge Elkan, Wien, Tel. 65 74 86. Spanien: Karl Tichmann, Madrid, Tel. 34 55 67. USA: Dr. Hans Fröhlich, New York, Tel. Defender 5-5045. REDAKTION UND VERLAG: Offenburg/Bd., Tel. 23 51—57, Fernschreiber 07 52843. VERLAGSBÜROS: Berlin W 30, Marburger Straße 3, Tel. 24 39 73. München 2, Maillingerstraße 5, Tel. 59 36 27—29, Fernschreiber 05 22802. Stuttgart, Rotebühlstraße 9, Tel. 6 72 15. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 18 vom 15. 2. 1961 gültig. — Postbezugspreis monatlich 2.69 DM (inkl. Zustellgeld). — Einzelpreis 0.60 DM, bei Botenzustellung zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr. — Auslandspreise: Australien sh 2/3. Belgien bfrs. 9.—. Dänemark dkr. 1.40. England sh 1/9. Finnland Fmk. 70.—. Griechenland Dr. 8.—. Holland hfl. —.70. Kanada kan. $ —.25. Luxemburg bfrs. 9.—. Norwegen nkr. 1.40. Portugal Esc. 7.—. Südafrika Rand —.18. Türkei T.L. 2.10. USA $ —.25. — Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien 6; Salzburg 1. Elsaß-Lothringen: Julius Selbert, Saarbrücken 3, Dudweilerstraße 39.

Während die Karabinieri am weißen Fürstenpalast von Monte Carlo vorbeiparadierten, stand die fürstliche Familie an einem Fenster der Spiegelgalerie (Pfeil), um von dort aus die Huldigung ihrer winzigen Armee entgegenzunehmen.





Zunächst schienen auch die zwei Fürstenkinder von der glänzenden Parade beeindruckt: Prinz Albert, eingedenk seiner hohen Stellung als Kronprinz, salutierte militärisch, und Prinzessin Caroline grüßte mit gnädig-huldvollem Winken.

Doch bald begann die kriegerische Pracht die beiden Fürstenkinder zu langweilen. Während Prinz Albert verdrossen vor sich hinstarrte,

Prinz Albert und Prinzessin Caroline am Nationalfeiertag in Monaco

Mensch, immer diese Paraden!

Nationalfeiertage, an denen es regnet, gibt es in Monaco nicht. Obwohl das große Fest des Rivierastaates alljährlich im November begangen wird, scheint jedesmal die Sonne. So war es auch diesmal, als die Truppen Rainiers III. an ihrem Landesvater vorbeidefilierten. Es war ein prächtiges Schauspiel für Monegassen. Die einzigen, die das nicht zu empfinden schienen, waren die Sprößlinge des Fürstenpaares, Prinz Albert und Prinzessin Caroline. Sie zeigten, daß sie genauso ungeduldig sind wie alle kleinen Kinder, die „brav“ sein müssen, wenn in der Welt der Erwachsenen etwas Wichtiges vor sich geht.



mußte sich Caroline von Fürstin Gracia Patricia eine strenge mütterliche Ermahnung gefallen lassen: Eine Prinzessin hat anständig zu winken!



Die Langeweile war stärker als alle elterlichen Rügen. Noch paradierte die monegassische Streitmacht, doch die Fürstenkinder zogen es vor, sich nach alter Kinderart mit sich selber zu beschäftigen. Zum Vergnügen der Zuschauer.

Fortsetzung von Seite 7





Kirchlicher Höhepunkt des monegassischen Nationalfeiertages war eine Messe in der Kathedrale von Monte Carlo. Am Eingang küßten Fürst Rainier und Fürstin Gracia Patricia den Ring Monsignore Barthes, des Bischofs von Monaco.



Auch die Anwesenheit Fürst Pierres, des Vaters von Fürst Rainier, konnte die kindliche Ungeduld nicht mehr zügeln. Als der kleinen Prinzessin die schneidige Marschmusik zu laut erschien, hielt sie sich ganz einfach die Ohren zu.



Am Ende der Parade schienen die Fürstenkinder auch am Ende ihrer Kräfte zu sein. Prinz Albert hielt zwar noch eisern die Stellung, sein Schwe-

Nationalfeiertag in Monaco

Ordensverleihungen, eine große Parade, eine festliche Messe, der Galaabend in der Oper von Monte Carlo — das war die eine Seite des monegassischen Nationalfeiertages. Tanzende, fröhliche Menschen auf den Straßen und in allen Gastwirtschaften, Gratisvorstellungen in den Kinos, ein großes Fußballspiel zwischen Reims und Monaco und viel Vergnügen für alle Kinder — das war die andere, die volkstümliche Seite. Wenn in dem kleinen Rivierafürstentum gefeiert wird, dann ist es wie ein Familienfest. Das Krachen der Raketen, die zum Sternenhimmel emporschießen, mischt sich mit den Hochrufen auf das fürstliche Paar, auf die fürstliche Familie. Das alles geschieht in einem äußeren Rahmen, der auf andere Mitteleuropäer wirkt wie ein Bild aus einer längst vergangenen Epoche. Und wenn auch bei diesen Gelegenheiten die Kinder des Fürstenpaares, Prinz Albert und Prinzessin Caroline, ein wenig gegen das Protokoll verstoßen — die Monegassen registrieren es mit zärtlichem Stolz. „Ganz genau wie unsere eigenen Kleinen", sagen sie dann gerührt . . .



sterchen aber gab sich keine Mühe, die unbezähmbare Müdigkeit zu verbergen. Wenn das die fürstliche Frau Mama gesehen hätte . . .

Am Abend des festlichen Tages fand in der Oper von Monte Carlo ein großer Galaabend statt. Bei ihrem Eintreffen trug die Fürstin einen pelzbesetzten, golddurchwirkten Mantel, der Fürst die malerische Uniform des Landesherrn.

Auf Düsseldorfs Prachtstraße: Der sensationellste Juwelenraub der Nachkriegsgeschichte

Die Räuber müssen beim Fernsehen in die Schule gegangen sein. Wie sie es wohl in der Kriminalserie „Stahlnetz“ gesehen hatten, gingen sie bei ihrem Überfall ans Werk. Und sie wählten als Opfer dasselbe Geschäft, das sich auch freundlicherweise für die Innenaufnahmen des Fernsehreißers zur Verfügung gestellt hatte: den Juwelierladen René G. Kern an der Düsseldorfer Königsallee. Kern ist Europas Prominentenlieferant und pflegt auch am persischen Kaiserhof seine Kollektionen mit Erfolg vorzulegen. Die Räuber waren maskiert und bis zu den Zähnen bewaffnet. Sie schossen wild um sich und trugen einen Schatz von mehr als 4 Millionen Mark davon. 31 Minuten später wurden sie festgenommen. Mit ihnen Ingrid von Nordheim (22), eine ehemalige Schönheitstänzerin und Besitzerin der „Elysee“-Bar (Pfeil). Die Polizei hat den Verdacht, daß sie als Räuberbraut den Plan für das ganze Unternehmen ausgedacht hatte. Vielleicht hatte sie zu oft voll Sehnsucht die glitzernden Schaufenster des Juweliers Kern an der „Kö“ bewundert...



Es geschah am

31 Minuten nach der Tat: GEFASST!







Düsseldorfs Polizei hat Meisterarbeit geleistet. Die vier Gangster wurden eine halbe Stunde nach ihrem Überfall festgenommen. Es sind junge Menschen zwischen 22 und 32 Jahren. Ihr Traum vom großen Reichtum ist zu Ende — und ihre ganze Zukunft verpfuscht. Vor Gericht werden sie nicht viele mildernden Umstände geltend machen können. Ihr Verbrechen hatte nichts von „Räuberromantik" an sich, sondern war der Beweis gewissenloser Habgier. Sie mißachteten nicht nur das Eigentum, sondern auch das Menschenleben. Brutal gebrauchten sie ihre Waffen. Zum Glück schossen sie daneben.

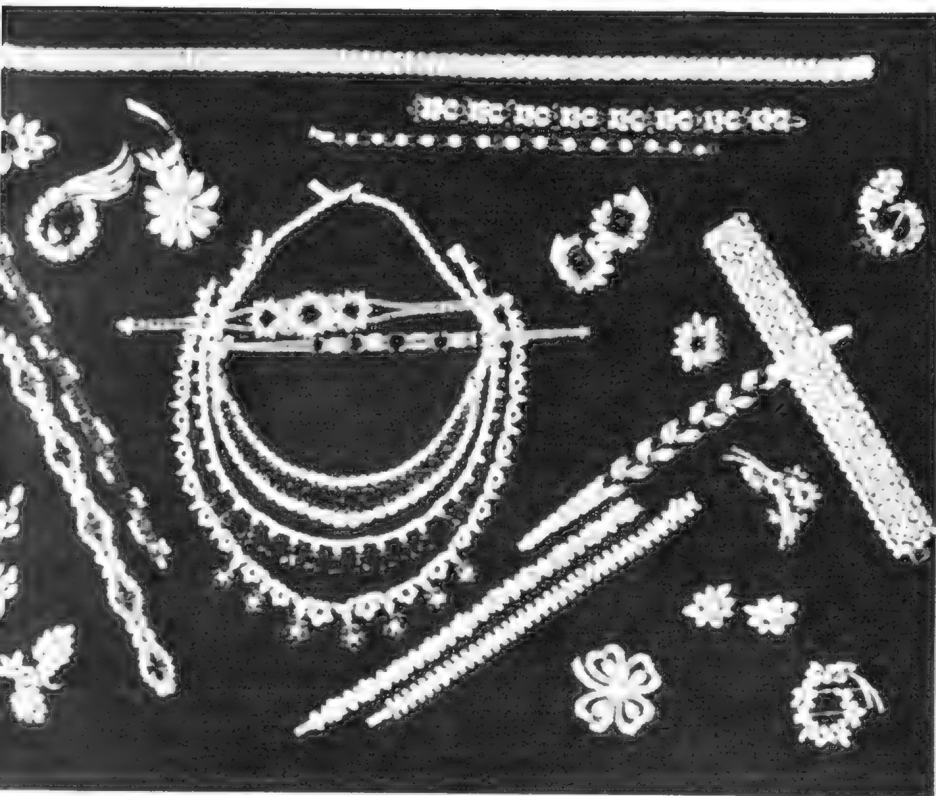
hellichten Tag



31 Minuten nach der Tat: GEFASST!



„Der Schuß galt mir", erzählte diese Verkäuferin. Sie wollte den Alarmknopf betätigen. Das sah einer der Gangster und feuerte seine Pistole ab. Die Kugel ging daneben und riß ein Stück aus einer Stuhllehne (Pfeil).



Nur eine halbe Stunde durften sich die Gangster am Besitz dieses Schatzes aus Broschen, Armbändern und einem Kollier erfreuen. Den Wert der Schmuckstücke gibt Kern mit mehr als vier Millionen Mark an.



Ein Mann, der Brillanten säckchenweise zählt und ihren Schliff unterm Mikroskop prüft, erschien den Gangstern als das gegebene Opfer eines Raubüberfalls. René G. Kern gehört zu den bedeutendsten Juwelieren Europas.

Vollendeter Raub und Mordversuche" betitelte Düsseldorfs Polizeipräsident Klein das ebenso tollkühne wie dumme Unternehmen, bei dem nur durch riesengroßes Glück erheblicher Personenschaden vermieden wurde.

Vier Gangster fuhren in einem blauen Peugeot 403 mit dem Hamburger Kennzeichen HH — CD 725 auf der Düsseldorfer Königsallee vor. Der Wagen war wenige Stunden vorher auf der Kapellstraße einem Hamburger Kaufmann gestohlen worden.

Der Dekorateur des Juweliergeschäftes Kern, zusammen mit einer Kollegin im schmalen Dekorationsgang hinter den Schaufenstern beschäftigt, sah zwei maskierte Gestalten langsam auf den Geschäftseingang zukommen. Bevor er so recht begriff, was hier im Gange war, ging der Zauber bereits los: Die beiden Maskierten und nach ihnen zwei weitere Banditen stürmten in die Geschäftsräume.

„He! He! He!" schrie der Anführer und feuerte ohne weitere Warnung aus seiner „Nähmaschine" — einer amerikanischen Maschinenpistole vom Typ Thompson, Kaliber 45. Mindestens zwei Schüsse waren nach Ansicht der Polizei gezielt. Sie galten einer hinter der Verkaufstheke stehenden Verkäuferin, die eine Alarmklingel betätigen wollte, und einer zweiten Angestellten, die in einem benachbarten Raum auf einem Stuhl saß.

Beide Schüsse gingen fehl: Die erste Kugel landete in der Lehne des Stuhls, von dem eine dritte Verkäuferin ihre Kollegin geistesgegenwärtig heruntergerissen hatte; das zweite Projektil klatschte oberhalb der Verkaufstheke in die Wand.

Der ganze Überfall dauerte höchstens 180 Sekunden — aber es waren Sekunden des Entsetzens. Die verschiedenen Ereignisse geschahen gleichzeitig: Der Mann mit der Maschinenpistole drang weiter in die Geschäftsräume ein und gab einen ganzen Feuerstoß ab, der jedoch niemand verletzte. Ein anderer Verbrecher hielt die Verkäuferinnen im mittleren Teil des Raums in Schach und fuchtelte mit einer Pistole herum. Die beiden anderen Räuber drangen in den Dekorationsgang ein und trieben dort den Dekorateur und eine Verkäuferin, Frau Schnieders, zurück.

Diese Frau Schnieders befand sich vorübergehend mit einem der Gangster in Tuchfühlung: Sie hatte sich in ein Schaufenster gebeugt, als man ihr eine Pistole in die Seite drückte. Ohne ein Wort zu sprechen, trieb der Maskierte — er sah gut aus und trug eine dunkelrandige Brille — die beiden Angestellten bis an das Ende des Ganges, während sein Komplice eines der Schaufenster ausräumte.

In einem engen Nebenraum befanden sich — von den Eindringlingen unbemerkt — drei männliche Angestellte. Einer von ihnen, selbst im Besitz einer Schußwaffe, wollte den Gangstern entgegentreten, wurde aber von einem Kollegen angesichts der Übermacht davon abgehalten. Immerhin trat ein anderer Angestellter einem der Räuber entgegen — wurde jedoch sofort durch gezielte, erneut fehlgehende Schüsse gestoppt.

Überlistet wurden die Einbrecher, die am Tatort mit der Geschicklichkeit ausgefuchster Profis arbeiteten — jeder Handgriff saß, jeder kannte seine Aufgabe —, schließlich durch weibliche Geschicklichkeit. Eine der Verkäuferinnen schob sich — durch eine Kollegin gedeckt — immer näher an einen Alarmknopf und konnte ihn schließlich unauffällig betätigen.

Das geschah genau um 9.54 Uhr.

Als die Verbrecher kaum eine Minute später die Geschäftsräume verließen, ahnten sie nicht, daß bereits der größte Düsseldorfer Polizeieinsatz der Nachkriegszeit eingeleitet war. Auf der Königsallee drohte in diesen Augenblicken eine Katastrophe. Die Gangster wurden durch die Rufe „Polizei! Polizei!", die aus der dichten Schar der Neugierigen kamen, erschreckt.

Der Rädelsführer gab erneut eine Salve aus seiner Maschinenpistole ab. Ein Querschläger traf eine 16jährige Passantin in die Ferse.

Mit ruhiger Überlegung handelte der Cheffahrer des Hauses Flick: Er war gerade vor einem benachbarten Geschäft vorgefahren, als die Bande in ihren Wagen sprang. Hinter seinem Auto versteckt notierte er die Nummer des Gangsterautos und gab sie dem ersten Polizisten, der mit seinem Motorrad am Tatort erschien.

Was sich in der nächsten halben Stunde ereignete, war ein Musterbeispiel ausgezeichneter Zusammenarbeit zwischen Schutz- und Kriminalpolizei.

Während die Verbrecher in Richtung Graf-Adolf-Platz fuhren, wurde innerhalb weniger Minuten ein polizeiliches Massenaufgebot mobilisiert: zehn Funkstreifenwagen, drei Einsatzwagen, fünf Fahrzeuge der Kriminalpolizei und sechs Funkmotorräder — insgesamt 35 Beamte der Schutzpolizei und fünfzehn Kriminalbeamte nahmen die Verfolgung auf und riegelten die Ausfallstraßen und die Rheinbrücken ab.

Die Verbrecher, die sich bei ihrem Überfall am hellichten Tag eine Überraschungschance ausgerechnet hatten, saßen in der Falle.

Im entscheidenden Augenblick machte es sich für die Polizei bezahlt, daß die Funkleitstelle auch die Taxizentrale benachrichtigt hatte. An seinem Halteplatz vor dem Hotel „Eden" sah Taxifahrer Klemm den gesuchten Peugeot, gerade als er einen Fahrgast aufnehmen wollte. Statt des Fahrgastes nahm Heinz Klemm seinen Kollegen Hubert Damme mit und die Verfolgung des Wagens auf.

Die Fahrt ging über Jahnstraße und Luisenstraße zur Talstraße, wo zwei der Verbrecher aus dem Wagen sprangen und zu Fuß weiterflüchteten. Hubert Damme machte sich — gleichfalls zu Fuß — hinter den beiden her, während sein Kollege den Peugeot verfolgte.

An der Ecke Herzog- und Friedrichstraße wurde das Gangsterauto durch rotes Ampellicht aufgehalten. Klemm stellte seinen Wagen quer vor das andere Fahrzeug, dessen Insassen — die Maschinenpistole in der Hand — davonliefen.

Die Informationen der Taxifahrer führten die Polizisten zum Hauptquartier der Gangster, in die „Elysee"-Bar im Hause Adersstraße 32. Inhaberin dieses Unternehmens ist die 22jährige dunkelblonde Ingrid von Nordheim, früher Schönheitstänzerin in einem anderen Etablissement. Sie ist, wie die Polizei sagt, allerdings nur „Strohmann" für einen 51jährigen, in Warschau geborenen Staatenlosen, dem die Konzession verweigert wurde.

Als die Polizei mit gezogenen Schußwaffen in die Bar eindrang, fand sie im Obergeschoß neben der Dame — im Morgenrock — und dem Herrn des Hauses einen der vier Verbrecher, einen 33 Jahre alten Tschechen. Auf einer Bank lag das Arsenal der Bande: neben der Maschinenpistole drei Armeepistolen vom Kaliber 45 und eine deutsche Pi 38. Kaliber 9 mm.

Auf der Suche nach den anderen drei Verbrechern, drangen mit gezückten Pistolen drei Schutz- und zwei Kriminalbeamte in den Keller der Bar ein. Es war ein lebensgefährliches Unternehmen; denn die Polizeibeamten mußten über eine enge Wendeltreppe und gaben dabei ideale Schießscheiben ab.

Nach zweimaliger Aufforderung: „Ergeben Sie sich, oder wir machen rücksichtslos von der Schußwaffe Gebrauch!", meldeten sich aus dem Keller die Verbrecher: „Nicht schießen! Wir kommen!"

Mit erhobenen Händen und einzeln vortretend, ergaben sich die drei Räuber. Im Keller wurden noch eine Pistole vom Kaliber 7,65 Millimeter und — in eine Baskenmütze verpackt — die Beute, mehrere Pfund Juwelen, gefunden.

Als die sechs Festgenommenen unter sicherer Bedeckung das Polizeipräsidium erreichten, zeigte die Uhr 10.25. Seit dem Alarmruf von der Königsallee waren 31 Minuten vergangen.

RENDEZVOUS DER PROMINENZ:

CORVIGLIA SKI CLUB, St. Moritz

In alpiner Höhe, weit ab von Trubel und Nachbarn, erschließt sich dem Eingeweihten das Skigelände von Corviglia, Standort des Corviglia Ski Clubs. Europäische und transatlantische Namen von Rang und Vermögen spiegeln sich in seiner Mitgliederliste und machen ihn zum Schauplatz exclusiven internationalen Gesellschaftslebens ... International ist der Ruf der Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR. Geschmackssichere Cigarettenkenner auf fünf Kontinenten stimmen in ihrem Urteil überein:

Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.



Vorweihnachtlicher Besuch: Die BUNTE bei Maria Schell

GLÜCK IN DER STILLE



Dieses ist das Lieblingsbild Maria Schells. Es entstand, während sie mit ihrem Gatten Horst Hächler den nordamerikanischen Kontinent durchstreifte. Seit mehreren Monaten ist es still geworden um diese Schauspielerin. Nicht ohne Grund. In der friedlichen Geborgenheit ihres Hauses bei Wasserburg erwartet sie ihr erstes Kind. Niemand darf die Stille ihres Heimes stören. Doch unser Reporter Roland Pfaff war ein gern gesehener Gast in dieser kleinen, glücklichen Welt des großen Stars.

Auf gutnachbarlichem Verhältnis lebt Maria Schell mit den Bauersleuten, die unterhalb der Schellschen Villa ihren Hof bewirtschaften und gleichzeitig auf Marias Anwesen nach dem Rechten sehen. Wenn die Schauspielerin nach ihrem Vieh sieht, steht ihr der Sohn des Verwalters helfend bei. Für Maria Schell ist der Ausflug zu den Ställen eine willkommene Abwechslung auf ihren Spaziergängen.

Treue Wächter von Maria Schells Königreich sind ihre beiden goldbraunen irischen Setter gerade nicht. Als unser Reporter sich der Villa näherte, sprangen die beiden Gesellen schweifwedelnd auf ihn zu. Statt zu beißen, gab es einen freundschaftlichen Empfang. Maria Schells furchterregende „Wächter" waren sehr pressefreundlich. ▶

Vor brennenden Kerzen: Maria Schell in einem stillen Winkel ihres Heims. Sie sagte zu uns: „Seit meinem vierzehnten Lebensjahr kann ich jetzt zum erstenmal Pause machen und habe endlich einmal Zeit, meinen Freunden zu schreiben." Sie trug einen blauen Mantel aus Foulardseide, der diesem Rahmen aus Kerzenhaltern, Madonnen und Ikonen angemessen schien. Wenn sie lachte, lachte sie so, wie es ungezählte Menschen von der Leinwand her kennen. Doch wir merkten bei unserem Besuch: Hier wie dort ist es ungekünstelt, ist es der Ausdruck einer starken, lebensbejahenden Persönlichkeit, die es nicht nötig hat, nach billigen „kinogerechten" Effekten zu haschen.





Niemals schief hängen soll der Haussegen, ein Geschenk Ruth Leuweriks, den Maria Schell im neuen Gästehaus ihres Bauernhauses aufhängt. Das alte Gästehaus in der Villa mußte geräumt werden. Es soll ein Kinderzimmer werden.

In einer stillen Ecke ihrer Villa hat Maria Schell jetzt Zeit, endlich ihren vielen Freunden zu schreiben. Hier packt sie ihre kleinen Weihnachtsgeschenke — um anderen Menschen einen Schimmer ihres eigenen großen Glücks zu schenken.



Roland Pfaff: Unser Besuch bei Maria Schell

Zusammen mit meiner Frau war ich hinaufgefahren zu dem freundlichen Haus oberhalb des Inns, das sonst jedem Reporter verschlossen bleibt.

Den ersten Willkomm entboten uns zwei Hunde, zwei prächtige irische Setter. Dann kam die Privatsekretärin Marias und bat uns, zu warten. Dann kam sie selbst.

Zunächst sprachen wir ein wenig hin und her, unter anderem von ihren neuen Filmplänen. Maria Schell wird voraussichtlich in den ersten Monaten des neuen Jahres zusammen mit Burt Lancaster und Marlon Brando in Amerika „Unbewaffnet im Paradies" drehen. Auch als ich sie nach dem Baby fragte, das unterwegs ist, sagte sie nicht viel. Doch plötzlich wurde erwähnt, daß meine Frau auch ein Baby erwartet.

Und da wurde aus der Schauspielerin Maria Schell plötzlich die glückliche junge Frau und zukünftige Mutter.

Ich hatte nicht mehr viel zu sagen. Für die nächste halbe Stunde war ich ausgeschaltet. Dann kam wieder einiges, wo ich mitmachen konnte: Marias Freilandrosen (auf die sie sehr stolz ist), ihre Kupfertüren und ihr Mann.

Maria Schell führte uns auf allerlei Umwegen um das Arbeitszimmer ihres Mannes herum. Denn: Herr Hächler arbeitet — und Herr im Hause ist zweifellos er.

Hinterher waren wir, meine Frau und ich, noch in Wasserburg, das ungefähr eine halbe Stunde Fußweg von diesem Schellschen Paradies entfernt liegt.

Die „Heberthaler-Marie" wird Maria Schell hier überall liebevoll genannt.

Von der Bäckersfrau zum Beispiel ist sie schon oft genug gefragt worden:

„Dürften wir nicht ein Extrabrot für Sie backen?"

Und die Kerzenmacher fragten sogar bei ihr an: „Dürften wir nicht eine Wachskerze für Sie, Frau Hächler, ziehen?"

Übereinstimmend ist das Urteil aller Bewohner dieser malerischen Stadt am Inn.

„Sie ist so freundlich!"

Übrigens: Sie selbst sagt, es sei ihr egal, ob das Kind ein Bub oder ein Mädchen wird.

Aber wenn sie davon spricht, sagt sie immer nur „Er" oder erzählt davon, daß „Ihm" zusammen mit seinen Freunden später im Bauernhaus ein Kindesparadies entstehen könnte.

Maria Schell hat einen Platz zum Ausruhen gefunden.

Sie sagte mir zum Abschied: „Eine wirkliche Heimat zu haben, ist das Wichtigste, sonst ist man doch wie ein Weltreisender, der von einem Ort zum anderen fährt, ohne jemals anzukommen."

Das Geschenk des Jahres

Warum freut sich jeder Mann über einen Philips Rasierer? Ein Philips rasiert den Bart so, wie er wirklich wächst. Richtiger Bart wächst in Wirbeln, nicht in Reihen. Darum kann man ihn nicht einfach wie ein Kornfeld mähen. Die kreisenden Schermesser aber erreichen eine unübertroffen bartgerechte Rasur. Ein neuer Philips rasiert auch schärfer: die wirbelnden Messer erfassen jedes Haar noch dichter an der Wurzel, denn die Schutzstege der Schersiebe haben den neuartigen Gegenschliff. Ein Philips ist das Geschenk für den Mann, der schnellere, schärfere Rasur wünscht.

Richtiger Männerbart braucht einen Philips

Entweder: Den millionenfach bewährten Philips 120 R mit Scherkopf-Automatic, mit Reise-Etui zu **DM 59,–**
oder: Den Philishave 800, dessen gelenkige Scherköpfe sich jeder Form automatisch anpassen, mit Metallkassette zu **DM 84,–**





Fortschritt für alle

...nimm doch **PHILIPS**

Die ungeschminkte Wahrheit: Unsere Chancen bei einem Atomkrieg

Nur der Tod ist bombensicher

Viele Leute bemühen sich in letzter Zeit, uns die Angst vor der Atombombe zu nehmen. Jeder habe eine Chance, verkünden sie. Versichern, daß ein Bunker, ein Strahlenschutzanzug, ein Geigerzähler das halbe Leben bedeuten. Mancher tut es sicherlich aus echter Sorge, aus dem Bedürfnis, die Bedrohten aufzuklären. Mancher aber vielleicht auch, um den Atomkrieg zu verharmlosen. Dr. Rudolf Kühn berichtet hier, was uns in einem solchen Krieg wirklich erwartet



Hinter dieser Maske steckt Mr. Kenneth Gelpey aus Medford, USA. Es könnte auch ein Russe, ein Japaner, ein Deutscher sein, der hier aus dem Bunker klettert, der glaubt, mit Schutzanzug und Geigerzähler dem Atomtod entrinnen zu können. Welche Schutzmöglichkeiten haben wir wirklich?

NUR DER TOD IST BOMBENSICHER



DR. RUDOLF KUHN ist ein Fernsehstar, neben dem mancher andere Stern der Mattscheibe ausgesprochen blaß wirkt. Der 35jährige Astronom aus München hat nämlich die Gabe, aus schwierigen Wissensgebieten wie Physik und Sternkunde so einfach und spannend zu berichten, daß auch der Laie mit Vergnügen folgen kann. Für die Leser der BUNTEN schrieb Dr. Kühn diesen Bericht über den Bau und die Wirkung von Atom- und Wasserstoffbomben. Er schrieb auch klipp und klar, was uns in einem Atomkrieg bevorstünde.

„Jeder hat eine Chance", so können wir es in diesen Wochen und Monaten immer wieder lesen und hören. Aber die meisten Menschen begnügen sich nicht mit dieser offiziellen Verlautbarung über den Sinn und Zweck des Luftschutzes im Atomzeitalter. Einerseits kann man zwar häufig vernehmen, daß alles doch nicht so schlimm sei, wie man es sich vorstellt; auf der anderen Seite wird aber auch immer wieder die Ansicht vertreten, daß im Atomzeitalter jeder Gedanke an Luftschutz unsinnig sei.

Tatsächlich ist die Frage nach den Schutzmöglichkeiten in einem Atomkrieg schwer zu beantworten. Das rührt letzten Endes daher, daß es Bereiche in der Welt gibt, in denen wir exakte, beweisbare Aussagen auch über die Zukunft machen können und andere weite Bereiche, in denen alles menschliche Wissen versagt.

Wir können die physikalischen Vorgänge bei der Explosion einer Kernwaffe genau erfassen und exakt vorhersagen, wie ihre Wirkungen sein werden. Wir können sogar zahlenmäßig genau festlegen, wie sich diese oder jene Schutzmaßnahme bei dieser oder jener Kernwaffe auswirken wird. Aber niemand in der Welt kann vorhersagen, ob jemals solche Kernwaffen eingesetzt werden; und wenn sie zum Einsatz kommen, in welcher Zahl und Stärke sie verwendet werden und wo der Schwerpunkt eines solchen Atomkrieges liegen würde.

Sehr viele Menschen sind der Ansicht, daß es in Mitteleuropa entweder keinen ernstlichen Krieg geben wird oder aber den großen, mit allen nur erdenklichen Vernichtungswaffen geführten Atomkrieg. Diese Ansicht hat zweifellos viel für sich, aber ihre Richtigkeit läßt sich ebensowenig beweisen wie irgendeine andere Vorstellung von der Zukunft.

Eine verantwortungsbewußte Regierung hat daher bei der Planung des Bevölkerungsschutzes jeden überhaupt

So würde es im Ernstfall sein ...



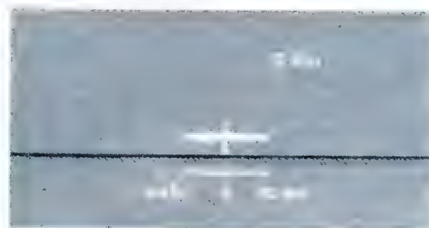
Eine Wasserstoffbombe explodiert in der Luft. Heller als die Sonne leuchtet der Feuerball. Schon nach zwei Sekunden hat er einen Durchmesser von mehreren km. Das ist der Anfang.



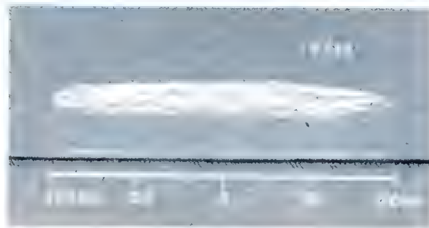
Nach elf Sekunden ist in einem Umkreis von zehn Kilometern schon alles Leben ausgelöscht, verbrannt, zerschmettert. Stahlbetonbauten schmelzen in einer Glut von Millionen Grad.



Nach vierzig Sekunden hat die Druckwelle in einem Umkreis von 15 Kilometern alle Häuser hinweggefegt. Über dem verseuchten Gebiet steht das Wahrzeichen des Atomtodes: der Pilz.



Nach zehn Minuten ist aus dem Pilz ein Schirm mit 100 Kilometern Durchmesser geworden — ein Schirm von radioaktiven Teilchen, die vom Wind um die ganze Erde getragen werden.



Nach acht Stunden hat der Schirm bereits einen Durchmesser von 400 Kilometern. Radioaktive Teilchen rieseln zur Erde nieder und verseuchen das Land weitab vom Explosionsort.

FALLOUT — DER SCHLEICHENDE TOD AUS DEN WOLKEN

Was ist „Fallout"? Es sind winzige radioaktive Teilchen, die bei Kernexplosionen entstehen und in die Luft geschleudert werden. Die Wissenschaftler sind sich darüber einig, daß diese Teilchen Krebs, Unfruchtbarkeit und Mißbildungen bei kommenden Generationen verursachen können. In Japan wurden solche Erfahrungen gemacht (fallout = englisch: herausfallen).

Wie wirkt „Fallout"? Wenn der Mensch sich nahe beim Explosionsort befindet, wird sein Körper direkt mit strahlenden Teilchen überschüttet. Ebenso gefährlich sind strahlenverseuchte Lebensmittel, die das Körpergewebe zerstören.

Sind die Atombombenversuche bereits gefährlich? Manche Wissenschaftler bestreiten, daß die gegenwärtige „Fallout"-Menge in der Luft für den Menschen schon schädlich sei. Jedoch steht fest, daß sich die volle Wirkung der Testversuche erst in Jahren oder Jahrzehnten zeigen wird — wenn die Teilchen alle auf die Erde zurückgefallen sind.

Kann man sich vor dem „Fallout" schützen? In Amerika gibt es bereits Schutzanzüge und Filtermasken. Bisher brauchte man sie noch nicht anzulegen. Die Wissenschaftler halten es auch nicht für richtig, nur noch absolut „saubere" Speisen zu essen. Dann müßte man auf alle Frischnahrung und damit auf die meisten Vitamine verzichten. Das aber wäre noch gefährlicher als der Genuß leichtradioaktiver Lebensmittel. In Deutschland wird die radioaktive Verseuchung ständig von 20 Stationen kontrolliert.

nur möglichen Fall, von der kleinen, mit Polizeikräften ausgefochtenen Grenzstreitigkeit bis zum großen Atomkrieg, zu berücksichtigen. Dies macht die ganze Angelegenheit außerordentlich kompliziert.

Wir wollen uns nun zunächst einmal mit den physikalischen Vorgängen bei der Explosion einer Kernwaffe beschäftigen, ihre Wirkung auf die Erde und vor allem auf den Menschen kennenlernen und dann sehen, welche Möglichkeiten des Schutzes gegenüber solchen Kernwaffen offen bleiben. Nachdem wir diese im großen und ganzen bekannten und der exakten Forschung zugänglichen Tatsachen zusammengestellt haben, können wir uns noch einige Gedanken über die Chance des Überlebens machen.

Unsere Welt ist nach den Aussagen der Naturwissenschaftler aufgebaut aus Materie und Energie.

Die Materie ist nicht gleichmäßig im leeren Raum verteilt, sondern in kleinsten, sogenannten Elementarteilchen konzentriert. Diese Elementarteilchen sind in verschiedenartigen Gruppen zu Atomen zusammengefaßt und diese Atome ihrerseits wieder im allgemeinen zu den wesentlich größeren Molekülen.

Energie kennen wir in den verschiedensten Formen, z. B. als Bewegung dieser kleinen Teilchen — wir Menschen nennen es dann Wärme — oder auch z. B. als Strahlung. Obwohl dieses Bild sicherlich nur einen Teil der Wirklichkeit darstellt, könnte man mit einiger Phantasie sagen: Strahlung ist ein Geschoßhagel kleinster Energiepakete, die mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Raum fliegen und dort, wo sie auf Materie treffen, bestimmte Wirkungen hervorrufen, z. B. ruhende Teilchen in Bewegung versetzen.

Man kann alle uns bekannten chemischen Elemente in eine sehr übersichtliche Ordnung bringen, wenn man sie danach einteilt, wie ihre Atome aufgebaut sind. Das einfachste chemische Element ist der Wasserstoff. Sein Atom besteht aus einem elektrisch positiv geladenen, verhältnismäßig schweren Atomkern, dem Proton, der von einem elektrisch negativ geladenen, sehr leichten Teilchen, dem Elektron, umkreist wird. Das gesamte Atom ist elektrisch, also neutral.

Das nächste Element in dieser Reihe ist das Helium. Sein Kern enthält wiederum zwei schwere, positive Teilchen, also zwei Wasserstoffkerne oder Protonen, und die Atomhülle wird durch zwei negative Elektronen gebildet. Auch dieses Atom ist normalerweise elektrisch neutral. Im Kern befinden sich jedoch nicht nur die beiden Protonen, sondern außerdem noch zwei elektrisch neutrale Teilchen, von denen jedes ungefähr so schwer ist wie ein Proton. Die neutralen Teilchen heißen Neutronen, und wir finden sie in allen Atomkernen, außer im einfachen Wasserstoffatomkern.

Wenn wir diese Reihe nun weiter verfolgen, so nimmt sowohl die Zahl der im Kern vereinigten Protonen und Neutronen als auch die Zahl der Elektronen in der Hülle, die immer gleich der Zahl der Protonen im Kern ist, zu. Man kann sich nun ohne Schwierigkeit vorstellen, daß die Elektronen, die die Hülle eines Atoms bilden, am Entweichen dadurch gehindert werden, daß sich ja ungleiche elektrische Ladungen gegenseitig anziehen. Der Kern ist positiv, die Hülle negativ, so besteht also zwischen ihnen eine Anziehungskraft.

Offen bleibt die Frage, warum die dicht im Kern zusammengepackten positiven Protonen sich nicht gegenseitig abstoßen und auseinanderfliegen, da sich ja gleichartige elektrische Ladungen abstoßen müssen. Im Atomkern sind diese abstoßenden Kräfte sogar sehr stark; daß die Kerne trotzdem nicht auseinanderfliegen, liegt daran, daß die Neutronen eine Art Kitt darstellen, der die positiv geladenen Protonen zusammenhält.

Bitte umblättern

NUR DER TOD IST BOMBENSICHER



Importierte Sicherheit... Dieser in der Schweiz hergestellte Atombunker wird gerade in München-Harlaching montiert. Eine Münchner Firma bietet diese „Atombunker für den Heimgarten" nun auch in Deutschland an. Die Nachfrage ist groß. Unser Bild zeigt, wie das letzte Fertigteil angesetzt wird. Danach werden die Teile strahlensicher verschweißt.



...schon ab 10 000 Deutsche Mark. Der Preis richtet sich nach der Größe. Dieses einem Unterseeboot ähnliche Modell faßt bis zu 25 Personen und kostet mit allem Drum und Dran rund 35 000 Mark. Auf unserem Bild sieht man den Einstieg des Bunkers in München (Bildmitte, ein Mann kommt gerade herein), der unterirdisch mit dem Hauskeller verbunden ist.

Fortsetzung von Seite 21

Diese zusammenhaltende Kraft ist jedoch begrenzt, und es können nicht beliebig große Atomkerne bestehen. Im schwersten Atom, das normalerweise in der Natur vorkommt, im Uranatom, sind 92 Protonen im Kern vereinigt, die von 92 Elektronen umkreist werden. Diese Protonen werden durch 146 Neutronen zusammengehalten. Aber schon der Kern des Uranatoms ist nicht mehr ganz stabil. Er stößt hin und wieder ein Teilchen aus, so daß sich das chemische Element in ein anderes verwandelt.

Noch schwerere Atomkerne sind noch viel weniger stabil als der Kern des Uranatoms und verändern sich schon nach sehr kurzer Zeit wieder. Die zusammenhaltende Kraft der Neutronen reicht nicht aus, um noch größere Atomkerne zusammenzuhalten. Man könnte etwa so sagen: schwere Atomkerne, die dazu neigen, zu zerfallen, sind Atomkerne, bei denen sich die Natur etwas zuviel vorgenommen hat.

Bei den Kernwaffen, die entwickelt worden sind, macht sich nun der Mensch die Tatsache nutzbar, daß die ganz schweren Atomkerne nicht mehr stabil sind. Wenn man einen Urankern mit einem Neutron beschießt, so kann es vorkommen, daß dieser Kern in zwei etwa gleich große Teile zerbricht. Diese beiden Teile fliegen dann mit ungeheurer Wucht auseinander, denn in dem Moment, wo sozusagen der Riß durch den Atomkern die zusammenhaltende Kraft der Neutronen zerstört hat, wirkt die elektrische Abstoßung der im Kern vereinigten positiven Teilchen außerordentlich stark.

Während bei einer „normalen" chemischen Explosion die Kräfte, die frei werden, aus der Atomhülle stammen, wirken bei einer Kernspaltung die unendlich viel stärkeren Kernkräfte. Die Kernbruchstücke fliegen mit einer solch ungeheuren Wucht auseinander, daß sie auch andere Atomkerne in ihrer Nachbarschaft zur Aussendung von Strahlung veranlassen können.

Aber die Spaltung von Atomkernen ist nicht die einzige Möglichkeit, die ungeheuren Mengen an Energie, die im Atomkern schlummern, frei werden zu lassen. Unter gewissen Voraussetzungen können sich zwei Wasserstoffatomkerne, also zwei Protonen, vereinigen und zusammen mit zwei Neutronen einen Heliumatomkern bilden.

Das Eigenartige ist jedoch, daß die beiden Protonen im Heliumkern weniger schwer sind als zwei einzelne Wasserstoffkerne. Das rührt daher, daß sie bei diesem Verschmelzungsakt einen Teil ihrer Materie verlieren, d. h. direkt als Strahlung abgeben. Aus sehr wenig Materie kann auf diese Weise sehr viel Energie in Form von Strahlung gewonnen werden. Aus der Umwandlung von einem Gramm Wasserstoff in Helium lassen sich so etwa 170 000 Kilowattstunden an Energie gewinnen. Vielleicht wird es eines Tages möglich sein, auch diese Energie für friedliche Zwecke zu nutzen. Vorläufig kann sie der Mensch nur zum Zerstören anwenden.

Bei einer gewöhnlichen Atombombe wird eine Menge Uran oder Plutonium gespalten. Bei einer Wasserstoffbombe wird mit Hilfe einer normalen Atombombe eine außerordentlich hohe Temperatur erzeugt. Diese Temperatur kann eine bestimmte Menge Wasserstoff oder ein verwandtes Element zur Verschmelzung bringen, die dabei ihrerseits wieder ungeheure Mengen von Energie in Form einer gewaltigen Explosion frei werden läßt.

Allerdings muß man klar sehen, daß die sogenannten Wasserstoffbomben meist wiederum von einem Uranmantel umgeben sind, der durch die ungeheure Explosionstemperatur seinerseits wieder zur Spaltung gebracht wird. Es handelt sich eigentlich um eine dreifache Bombe: einen Zünder, der aus einer gewöhnlichen Atombombe besteht, einer Wasserstoffumwandlung in Helium, die eine gewaltige Explosion zur Folge hat, und außerdem noch den Mantel der Bombe, der aus Uran besteht.

Nachdem wir nun einiges aus der Physik der Kernwaffen kennengelernt haben, wollen wir uns mit ihren Wirkungen beschäftigen. Zunächst ist zu erklären, mit welchem Maß man die Explosionskraft einer Kernwaffe mißt.

Der kräftigste Sprengstoff, der im zweiten Weltkrieg verwendet wurde, war das TNT (Trinitrotoluol). Die schwersten Bomben, die damals abgeworfen wurden, hatten ein Gewicht von einer oder höchstens zwei Tonnen. Man gibt nun an, wieviel Tonnen TNT verwendet werden müßte, um eine Explosion zu erzielen, die einer bestimmten Kernwaffe entspricht. Wenn wir sagen, „die Atombombe von Hiroshima hatte 20 000 Tonnen TNT äquivalent", so ist damit gemeint, daß diese einzige Atombombe ebensoviel Sprengkraft besaß wie 20 000 Tonnen TNT.

Wie stark die kleinsten Kernwaffen sind, die man heute herstellen kann, ist unbekannt. Dieses Geheimnis wird von den Großmächten streng gehütet. Es wird aber angenommen, daß die kleinsten Kernwaffen, die aus Artillerie- oder größeren Infanteriewaffen verfeuert werden können, immer noch die Sprengkraft von etwa fünf Tonnen TNT besitzen. Kernwaffen, die auf der Atomspaltung beruhen, also sogenannte Uran- oder Plutoniumbomben (A-Bomben), werden bis zu einer Größe von 50 000 oder 100 000 Tonnen TNT hergestellt. Darüber hinaus sind sie sehr teuer und „unhandlich".

Die größeren Bomben sind durchweg Wasserstoffbomben, die, wie gesagt, meistens noch von einem zweiten Uranmantel umgeben sind, um die Sprengkraft zu erhöhen. Diese Bomben sind nämlich wesentlich billiger herzustellen, als wenn man die gleiche Sprengkraft mit normaler Atomspaltung erreichen wollte.

Die größten Bomben dieser Art, die bisher gezündet wurden, hatten eine Sprengwirkung von rund 50 Millionen Tonnen TNT.

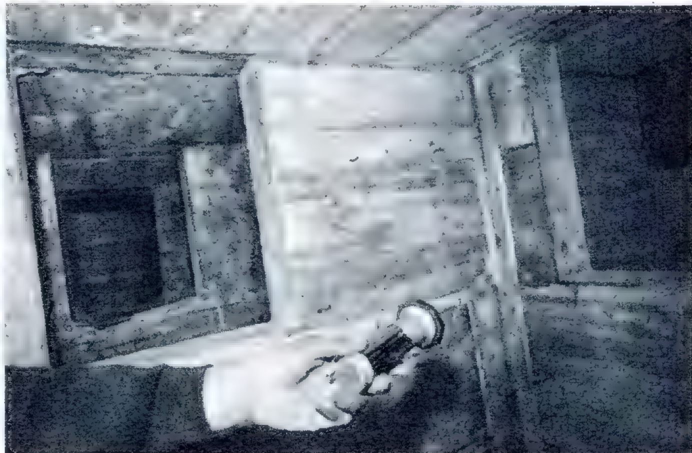
So die russische Superbombe. Eine Million Tonnen nennt man auch eine Megatonne. Aber es besteht kein Zweifel darüber, daß auch Waffen dieser Art bis zu 100 Megatonnen bereits gebaut wurden.

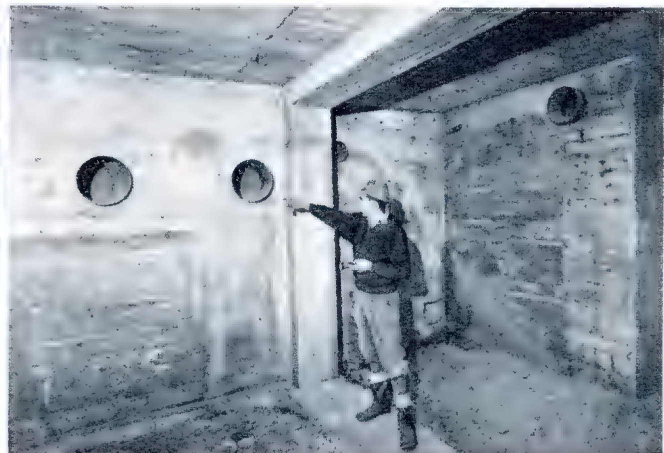
Bei der Explosion einer Kernwaffe wird zunächst eine ungeheuer starke Druckwelle erzeugt. Diese Druckwelle ist in ihrer Art der Druckwelle, die bei „normalen" Explosionen entsteht, ähnlich, nur außerordentlich viel stärker. Der Druck pflanzt sich in der Luft fort, aber auch im Erdboden bzw. im Meerwasser.

Die Auswirkungen dieses Druckes auf Gebäude und Menschen sind im Prinzip die gleichen wie die Auswirkungen, die durch die Explosion einer herkömmlichen Sprengbombe ausgelöst werden. Mit einem Unterschied: Die Druckwelle einer herkömmlichen Sprengbombe wirkt auf Gebäude nur bis zu einer sehr geringen Entfernung zerstörend und auf Menschen auch nur bis zu einer verhältnismäßig geringen Entfernung tödlich.

Die Druckwirkung einer schweren Kernwaffe aber kann bis in die Entfernung von einigen Kilometern direkt tödlich wirken und selbst Stahlbetonbauten zerstören. Dies soll an einem sehr krassen Beispiel klar werden:







Atomspital für Katastrophenfälle. In Oberbayern, in Neuhaus am Schliersee, wird unter dem Erweiterungsbau eines Altersheims ein strahlensicheres Operationszentrum eingebaut. In nächster Nähe dieses bereits im Rohbau fertigen Kellerkrankenhauses soll ein vierstöckiger, atombombensicherer Tiefbunker mit Krankenzimmern gebaut werden. Bild links zeigt den im Rohbau fertigen Erweiterungsbau des Altersheims. Vorn verläßt eben ein Mädchen den Notausstieg des strahlensicheren Operationszentrums. In diesem Betonblock befindet sich auch die Luftreinigungsanlage. Unter dem Arbeiter rechts ragen aus dem Betonblock die Luftansaugrohre heraus. Sie führen in sechs Betonkammern (Bild Mitte), die später mit grobem Sand gefüllt werden, durch den die Luft fließt und die verseuchten Teilchen ablagert. Auf dem Bild rechts zeigt der Bauführer im Operationssaalrohbau auf die Rohre, die den Raum mit „sauberer" Luft versorgen.

Wenn man eine schwere Wasserstoffbombe etwas unter der Erde zur Explosion bringt, so entsteht ein Krater, dessen Innendurchmesser einige Kilometer beträgt, dessen Tiefe rund 1400 Meter beträgt und dessen Randaufschüttung 300 Meter hoch ist. Vom Kraterwall bis zur Mitte des Trichters gemessen, beträgt der Höhenunterschied etwa 1800 Meter, das ist die Höhe eines hohen Berges wie etwa des Wendelsteins.

Man braucht nicht viel Phantasie zu haben, um sich vorzustellen, daß innerhalb dieses Bereiches kein Bunker und kein noch so festes Gebäude übrigbleiben würde. Trotzdem werden die Hauptwirkungen der Kernwaffen nicht durch die Druckwelle verursacht. Der Druck verbraucht zwar den größten Teil der Kernwaffenenergie, aber die anderen Auswirkungen sind für den Menschen genauso verhängnisvoll.

Zunächst wird bei der Explosion eine Temperatur von einigen Millionen Grad erzeugt, die für einige Sekunden, manchmal fast eine Minute lang im Innern des Feuerballes, der bei der Explosion entsteht, herrscht. Von diesem Feuerball geht eine außerordentlich intensive Hitzestrahlung aus, die Gebäude in Brand sezten und einen Menschen selbst auf große Entfernung noch durch Verbrennung töten kann.

Auch diejenigen, die sich sehr weit vom Explosionszentrum, aber an einer Stelle befinden, die die Hitzestrahlung erreichen kann, können noch schwere, lebensgefährliche Verbrennungen davontragen. Die Hitze breitet sich mit Lichtgeschwindigkeit aus, also schneller als die Druckwelle; andererseits kann, wenn man sich nicht allzu nahe am Explosionsort befindet, schon ein gewöhnliches, schattenwerfendes Hindernis diese Hitze abhalten und den Menschen vor schweren Verbrennungsschäden bewahren.

Es hat sich immer wieder gezeigt an den Erfahrungen in Hiroshima und Nagasaki, daß Menschen, die sich schnell und geistesgegenwärtig vor der Explosionswolke in Deckung brachten, weniger geschädigt wurden als andere, die in den Feuerball sahen.

Zugleich mit der Hitze geht aber von diesem Feuerball noch andere Strahlung aus. Zunächst natürlich sehr intensives Licht, das so hell sein kann, daß es zur Erblindung führt. Dann kurzwellige, durchdringende Strahlung, die man am ehesten mit der Röntgenstrahlung vergleicht und die in der Nähe der Explosion ebenfalls so stark ist, daß sie einen Menschen nach kurzer Zeit töten kann.

Diese sogenannte Primärstrahlung hat nun im Gegensatz zum Lichtblitz und der Hitze die unangenehme Eigenschaft, daß sie auch mehr oder weniger dicke Wände durchdringen kann. Nicht einmal eine Betonmauer bietet in unmittelbarer Nähe von der Explosion einen ausreichenden Schutz vor dieser Strahlung. Die Strahlung wird zwar durch sie abgeschwächt, aber selbst wenn nur ein Zehntel der Strahlung noch durch die Mauer hindurchdringt, kann ihre Auswirkung noch tödlich sein.

Mit Druckwelle, Hitzestrahlung und radioaktiver Primärstrahlung sind aber die Schrecken einer Kernwaffe keineswegs erschöpft. Ein großer Teil der Teilchen, die bei der Explosion radioaktiv geworden sind, wird in die Atmosphäre geschleudert und regnet einige Stunden, manchmal auch erst Tage nach der Explosion als sogenannter „Fallout" wieder zur Erde hernieder. Dadurch können weite Landstriche durch eine einzige große Explosion derartig radioaktiv verseucht werden, daß Menschen, die sich in ihnen so lange aufhalten müssen, geschädigt oder getötet werden.

Dieser „Fallout" ist um so tückischer, als durch ihn Lebensmittel, Trinkwasser, Straßen und Wege sowie auch die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens derartig verseucht werden können, daß sie selbst die Menschen, die die Explosion und ihre

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 23

unmittelbaren Folgen überlebt haben, im Lauf von Wochen schwer schädigen oder töten.

Schließlich hat auch noch jede Kernwaffenexplosion über ihre Auswirkungen in unmittelbarer Umgebung des Explosionsortes, die man bei heftigen Explosionen bis zu einem Abstand von mehreren hundert Kilometern rechnen muß, eine Auswirkung für die ganze Erde.

Ein Teil der radioaktiven Substanzen nämlich wird bei der Explosion in sehr hohe Atmosphärenschichten hinaufgeschleudert und verteilt sich mit den dort herrschenden Luftströmungen im Laufe von Monaten und Jahren mehr oder weniger gleichmäßig über ein weites Gebiet der Erdoberfläche. Auch diese Substanzen kommen zur Erdoberfläche zurück, aber erst im Laufe von vielen Jahren. Sie tragen dazu bei, daß die Erdoberfläche und auch die bodennahen Atmosphärenschichten im Laufe der Zeit immer mehr radioaktiv verseucht werden und daß dadurch für die Menschheit im ganzen gesehen eine wachsende Gefahr entsteht.

Für die Bevölkerung eines dicht besiedelten Gebietes dürfte wahrscheinlich die Explosion einer schweren Kernwaffe knapp unter dem Erdboden die verheerendsten Wirkungen haben. Je nachdem, wie eine solche Kernwaffe gezündet wird und wo sich ein Mensch bei ihrer Explosion befindet, sind die Einwirkungen auf den Menschen auch sehr verschieden. Die Druckwelle führt nur, wenn sich ein Mensch sehr nahe am Explosionsherd befindet, durch Lungenriß oder andere direkte Einwirkungen unmittelbar zum Tode. In den meisten Fällen schädigt die Druckwelle den Menschen durch einstürzende Gebäude, umherfliegende Trümmer und dergleichen mehr. Wird der Mensch dagegen vom Druck nicht geschädigt, ist aber der Hitze ausgesetzt, so erleidet er Verbrennungen, die sich grundsätzlich nicht sehr von Verbrennungen durch ein Feuer unterscheiden. Der Tod tritt erst nach Stunden ein und ist sehr qualvoll.

Hat der Mensch die Hauptschädigung durch die radioaktive Primärstrahlung erlitten, so kann es durchaus sein, daß er sich kurz nach der Explosion wieder verhältnismäßig wohl fühlt. Es folgen dann einige Stunden mit heftigem Übelsein, Erbrechen und anschließend einige Tage, in denen er sich im allgemeinen wieder recht gut erholt. Erst daraufhin setzt die Strahlenkrankheit ihr zerstörendes Werk fort, und der Tod tritt innerhalb von Tagen oder Wochen ein.

Ähnliches gilt auch für den Fall, daß ein Mensch aus einem verseuchten Gebiet zuviel Strahlung, die durch den „Fallout" verursacht wurde, aufgenommen hat. Auch dann macht sich der Schaden erst nach längerer Zeit bemerkbar und führt unter Umständen erst nach Jahren zu einem qualvollen Tod. Der Satz, daß diejenigen, die bei einem Atombombenangriff sofort getötet werden, das glücklichere Schicksal haben, ist in gewissem Sinne wahr.

Nachdem wir nun die Wirkungen der Kernwaffen auf den Menschen in groben Zügen umrissen haben, wollen wir noch einiges zur Möglichkeit eines Schutzes sagen.

Zunächst nimmt jede Wirkung einer Kernwaffe mit zunehmendem Abstand von der Bombe ab. Eine Schutzmöglichkeit ergibt sich also insofern, als ein Mensch, der nach der Explosion noch rechtzeitig vom Explosionsgebiet evakuiert wird, den Einwirkungen der Strahlung bis zu einem gewissen Grad entrinnen kann.

Eine andere Schutzmöglichkeit besteht darin, daß man zwischen sich und den Ort der Explosion eine ausreichende Deckung in Form eines Schutzraumes, eines Bunkers oder im Notfall auch nur eines Schutzgrabens bringt. Alle Wirkungen einer Atombombe werden durch solche Schutzmaßnahmen abgeschwächt.

Die Druckwelle, die einen Menschen durch einstürzende Gebäudeteile töten kann, wirkt sich bereits in einem kleinen Bunker, der den einstürzenden Trümmern des eigenen Hauses widersteht, bei weitem nicht mehr so schlimm aus. Ein solcher Bunker dürfte wahrscheinlich den Menschen, die sich darin befinden, das Leben retten, sofern er nicht zu nahe am Explosionsort ist.

Hitze und Lichtstrahlung werden schon durch ein gewöhnliches Gebäude weitgehend aufgehalten.

Einen Schutz gegenüber der Primärstrahlung bietet erst ein verhältnismäßig dickwandiges Gebäude oder ein fester Schutzraum. In unmittelbarer Nähe der Explosion wäre dazu ein sehr erheblicher Aufwand nötig, aber man muß sich darüber klar sein, daß in Bezirken, die weiter weg vom Explosionsherd liegen, schon ein verhältnismäßig kleiner Schutzraum die Strahlendosis so herabmindern kann, daß sie nicht mehr unmittelbar tödlich wirkt.

Schließlich bietet auch schon ein kleiner Schutzraum einen sehr guten Schutz gegenüber den Auswirkungen des radioaktiven „Fallout". Solange die Besatzung des Bunkers nicht gezwungen ist, diesen Bunker zu verlassen, wird sie durch die Auswirkungen wenig behelligt werden, wenn sie genug Lebensmittel und Wasservorräte im Schutzraum besitzt.

Nach alledem müssen wir nun die Frage stellen, wie es denn mit unserer Chance, zu überleben, in Wirklichkeit bestellt ist.

Auf der einen Seite ist völlig klar, daß beim Abwurf jeder Kernwaffe gewisse Schutzmaßnahmen in den äußeren Bezirken des Explosionsgebietes Menschen das Leben retten können, die ohne diese Schutzmaßnahme einem qualvollen Tod preisgegeben sind. Keine Regierung, die verantwortungsbewußt handelt, darf unterlassen, solche Schutzmaßnahmen einzuleiten.

Auf der anderen Seite muß man sich darüber klar sein, daß bei einem umfassenden Atomkrieg, der in unserem Land geführt würde, für jeden von uns nichts anderes übrigbliebe, als zu sterben. Und zwar auch dann, wenn man mit Schutzmaßnahmen erreichen würde, daß einige Menschen die unmittelbaren Folgen der Explosion überstehen. Es würde keine Möglichkeit bestehen, diese Menschen innerhalb von einigen Tagen oder Wochen aus dem verwüsteten Land zu evakuieren.

Welcher Art müßten nun Schutzmaßnahmen sein, damit sie im Falle eines Atomkrieges, der sich nur auf ein begrenztes Gebiet erstreckt oder nicht mit sehr schweren Waffen geführt würde, möglichst vielen Menschen das Leben retten?

Aus dem, was wir über die Wirkungen der Kernwaffen wissen, ergibt sich eindeutig, daß ein absoluter Schutz im Innern des Explosionsgebietes nicht möglich ist. Auch in den Außenbezirken ist ein Schutz nur unter gewissen Voraussetzungen denkbar. Vor allem dann, wenn es gelingt, von außen her die Bevölkerung einige Zeit nach der Explosion aus den verseuchten Gebieten heraus und in unverseuchte Gebiete zu bringen.

Man kann sich nun zwar sehr leicht theoretisch überlegen, welche Art von Bunkern allen Anforderungen gerecht werden würde, aber solche Überlegungen sind nur sinnvoll, wenn sich eine Möglichkeit bietet, diese Projekte auch in die Wirklichkeit umzusetzen. Dabei ist folgendes zu bedenken;

Da die Zeiten zwischen der Warnung und einem Atomluftangriff in unserem Land außerordentlich klein sind und sich in der Größenordnung von ein oder zwei Minuten bewegen, ist es nicht möglich, sehr große Bunker zu bauen, in denen man Tausende von Menschen unterbringen könnte. Der Bunker muß von jedem innerhalb von wenigen Sekunden, höchstens innerhalb von einer Minute erreichbar sein, so daß sich zu jeder Wohnung eigentlich ein eigener Schutzraum gesellen müßte.

Da sich aber ein großer Teil der

Ihr privater LUFTSCHUTZBUNKER wird Ihnen im Ernstfall Sicherheit für Leben und Gesundheit bieten. Treffen Sie rechtzeitig Vorsorge.

Baukosten je nach Größe ab DM 10 000.—; langfristige Finanzierung möglich. Unsere Abteilung Luftschutz-Bauten gibt Ihnen auf Anfrage gerne nähere Auskunft.

Auch in der Bundesrepublik werden bereits Atombunker für den Ernstfall angeboten. Schon ab 10 000 DM kann man sich einen röhrenförmigen Unterstand im Garten einbauen lassen — sofern man Geld und Garten hat. Freilich — wo eine Wasserstoffbombe explodiert, gibt es keinen Schutz. Und in welchem Bunker könnte man Monate ausharren, um den Strahlen zu entgehen?



Eine amerikanische Familie übt Atomluftschutz. Ob sie wohl ahnt, was so viele Deutsche seit dem letzten Krieg wissen? Daß einem die Lust am Lesen vergeht, wenn oben die Welt in Schutt und Trümmer versinkt, wenn Feuerstürme über das Land rasen. Daß man nur noch einen Gedanken hat: Hoffentlich trifft's uns nicht... Nein, diese fröhliche Übungsstimmung würde bei einem Atomkrieg nicht lange anhalten. Denn wo eine Wasserstoffbombe hinfällt, hilft kein Bunker mehr. Und wer dem Explosionsdruck und dem Feuer entgeht, auf den wartet der schleichende Strahlentod.

deutschen Bevölkerung tagsüber nicht in der Wohnung, sondern am Arbeitsplatz aufhält, führt es dazu, daß für etwa 50 Prozent der Bevölkerung zwei Schutzräume, in der Wohnung und am Arbeitsplatz, vorhanden sein müßten.

Man kann nun leicht ausrechnen, wieviel Schutzräume dann in unserem Land erforderlich wären. Um ein solches Projekt zu verwirklichen, müßte man auf sechs Jahre den gesamten Wohnungsbau einstellen und nur noch Bunker bauen. Aber selbst wesentlich bescheidenere Maßnahmen, die nur einen begrenzten Schutz bieten, sind schwer zu verwirklichen, weil die dazu nötigen Gelder nicht vorhanden sind. Und selbst wenn sie vorhanden wären, fehlte die erforderliche Baukapazität.

Somit bleibt letzten Endes nur übrig, zur Selbsthilfe zu greifen und selber Schutzräume zu bauen, soweit es möglich ist.

Mit dem Bau von Schutzräumen ist jedoch nicht alles getan. Sehr wesentlich erscheint die Ausrüstung einer genügenden Anzahl von Menschen in der Bundesrepublik mit Strahlenmeßgeräten und eine entsprechende Ausbildung. Man muß sich immer darüber klar sein, daß man viele der Gefahren, die durch eine Atombombenexplosion hervorgerufen werden, nicht unmittelbar erkennen kann, sondern daß nur das Meßgerät eine Entscheidung darüber, ob ein Gebiet verseucht ist oder nicht, zuläßt.

Die wichtigste Schutzmaßnahme dürfte jedoch eine rückhaltlose, offene Aufklärung der Bevölkerung über die Wirkungen einer Atombombenexplosion, über die offenen und verborgenen Gefahren und über die Verhaltensweise in bestimmten Situationen sein. Eine solche Aufklärung ist um so notwendiger, als man immer wieder feststellt, daß die große Mehrzahl der westdeutschen Bevölkerung mit diesen Dingen wenig vertraut ist.

Eine Abneigung, sich mit allem, was mit einem Krieg zusammenhängt, zu beschäftigen, ist durchaus verständlich; aber diese Abneigung darf nicht dazu führen, daß man den Kopf in den Sand steckt. Allerdings muß die Aufklärung der Bevölkerung wirklich ohne jede Beschönigung erfolgen. Eine Verharmlosung der Gefahren, die ein atomarer Krieg mit sich bringt, oder eine Übertreibung der Chance, die wir tatsächlich haben, zu überleben, käme einer psychologischen Kriegsvorbereitung schlimmster Art gleich. Die Aufklärung der Bevölkerung hat auch dann ehrlich und offen zu erfolgen, wenn aus ihr gewisse Rückwirkungen z. B. auf die Verteidigungsfreudigkeit zu befürchten sind.

Den eingangs zitierten Satz, daß jeder eine Chance zu überleben hat, würde ich nach Kenntnis der Dinge etwas abwandeln und sagen: „Jeder hat unter Umständen die Chance, daß er eine Chance zu überleben bekommt." In einem begrenzten Atomkrieg sind Schutzmaßnahmen sinnvoll, ebenso wie in einem konventionellen Krieg. Sie werden vielen Menschen das Leben retten. In einem umfassenden Kernwaffenkrieg in Mitteleuropa mit Bomben aller Kaliber würde uns aber nichts übrigbleiben, als zu sterben.

Er hat einen Harem, ein Dutzend Kinder und ein Bettlereinkomm

Und so was nennt sich Bischof



Geld macht selig! Nach diesem Grundsatz leitete der selbsternannte Bischof Devernon Legrand (oben) seine Sekte, die „Kirche des heiligen Johannes von unserem Herrn". Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit unterhielt er einen Harem, deren Damen tagsüber als Nonnen verkleidet Almosen „für wohltätige Zwecke" sammelten. Das Wirken des Bischofs trug reiche Frucht. Zwar ist umstritten, wie viele der Kinder seines „Waisenhauses" (rechts) von ihm selber stammen, zwölf aber sind es mindestens, vielleicht sogar neunzehn.

Fortsetzung auf Seite 28

en von einer Million Mark



Und so was nennt sich Bischof

Fortsetzung von Seite 26

Heimkehr des Bettelkommandos. Jeden Abend liest der bischöfliche Chauffeur mit einem Kombiwagen die fünf „Schwestern" auf, die an verschiedenen Standplätzen Almosen für „arme Waisenkinder" sammeln. Die Tagesbeute schwankt zwischen 75 und 100 Dollar. „Schwester" Eva (Pfeil) ist — als Lieblingsfrau des Bischofs — gewissermaßen die Chefin.



Mitleid mit dem Angeklagten hat der New Yorker Generalstaatsanwalt Louis J. Lefkowitz, der die Anklage gegen Devernon Legrand erhob: „Eigentlich ist dieser Bischof ein armer Kerl. Je mehr Kinder er hatte, desto mehr Schwestern brauchte er. Aber mit der Zahl der Schwestern erhöhte sich wieder die Zahl seiner »Waisenkinder«."



Vorübergehend geschlossen ist die „Johanneskirche" im New Yorker Stadtteil Brooklyn. Ihr Gründer und Bischof sitzt in Untersuchungshaft, aus der er wohl bald ins Gefängnis wandert. Der kleine Laden in der Fulton Street, in dem er auf seine Weise Gottes Wort anbot, war vorher ein Fachgeschäft für Mieder und Korsagen.

Der Bischof ist empört.

„Hohes Gericht, das ist die ungeheuerlichste Verleumdung, die mir bisher widerfahren ist. Neunzehn Kinder soll ich haben? Daß ich nicht lache! Diese abscheuliche Lüge ist der klarste Beweis, daß meine Verfolger vor nichts zurückschrecken. Denn sehen Sie, Hohes Gericht, hier geht es nicht nur um meine bescheidene Person, es geht um mehr. Im freien Amerika wird der Glauben verfolgt. Man will mich hindern, das Wort Gottes zu verkünden. Und deshalb dieses Märchen von den neunzehn Kindern ..."

Der Bischof fällt vom hohen Pathos jäh in einen winselnden, salbungsvollen Ton.

„Das Hohe Gericht möge mir glauben, ich bin ein grundehrlicher Mensch und habe noch nie jemand Böses getan. Von neunzehn Kindern kann keine Rede sein. Nur von elf, oder sagen wir zwölf."

Devernon Legrand, 36 Jahre alt und Bischof von eigenen Gnaden, steht in New York vor Gericht, weil er mit der Gläubigkeit Schindluder getrieben hat.

In der Anklageschrift steht, Legrand habe eine Kirchengemeinde zu seinem Wohle ins Leben gerufen — aber nicht zu seinem seelischen, sondern seinem leiblichen Wohle. Mit dem lieben Gott als Aushängeschild habe er jährlich Hunderttausende von Dollar zusammengebettelt und die Beute noch nicht einmal versteuert. Er habe Spendensammlungen für ein Waisenhaus veranstaltet, in dem in Wirklichkeit nur Kinder untergebracht sind, die er mit seinen „Kirchenhelferinnen" gezeugt hat.

Am 21. November 1958 wagte sich Devernon Legrand, dessen Leben bis dahin in Düsternis gehüllt ist, ans Licht der Öffentlichkeit. An diesem Tage gründete er eine Sekte und ließ sie ins amtliche Register eintragen. Das haben vor ihm im sektenfreudigen Amerika schon Hunderte getan. Aber Mr. Legrands Kirche, die er „St. John's Church of Our Lord" nannte und die den Status einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung hatte, wich doch in manchem von allen Vorbildern ab.

In die Satzung seiner Sekte hatte Mr. Legrand eine Klausel aufgenommen, die er selbst für so wichtig hielt, daß er in einer Anmerkung ihre Änderung für alle Zeiten strikt verbot. Die Klausel heißt: „Die Kirche des heiligen Johannes von unserem Herrn hat für ihren Gründer und dessen Familie bis an deren Lebensende zu sorgen." Das ist freilich eine harte Bedingung und eine schwere Last, denn der Gründer ist anspruchsvoll und seine Familie umfangreich.

Religionsstifter Legrand verstand es mit seinem angeborenen Charme, fünf Frauen so sehr zu seinem Glauben zu bekehren, daß sie ihm aufopfernde Treue für ewige Zeiten schworen. Er hüllte sie in Gewänder, die der Tracht katholischer Nonnen zum Verwechseln ähnlich sind, und schickte sie, mit Zinntellern bewaffnet, auf die Straßen.

Vor soviel Demut ließen sich die Passanten nicht lumpen. Wenn die fünf „Gemeindehelferinnen" am Abend heimkamen, konnten sie ihrem Herrn und Meister mindestens 75 Dollar, manchmal sogar mehr als 100 Dollar überreichen.

Die Aufgabe der „Schwestern" erschöpfte sich aber nicht im Betteln. Sie waren ihrem Bischof auch nicht nur im Glauben verbunden. Es stellte sich reicher Kindersegen ein. Ein Glück, daß immer so viel Geld ins Haus, will sagen in die Kirche kam, daß die hungrigen Mäuler gestopft werden konnten.

Der Bischof und wahre Vater seiner Gemeinde ließ sich selbst deshalb freilich nichts abgehen. Er war gern gesehener Stammgast am teuersten Totalisator-Schalter der Pferderennbahn Aqueduct bei New York, er ließ seine Anzüge nur in besten Salons schneidern, und er fuhr natürlich einen repräsentativen Wagen — mit Chauffeur versteht sich. Sein letzter Wagen war ein Cadillac Fleetwood, der seine 40000 Mark wert ist.

Dieweil er sich ein schönes Leben machte, mußten sich seine „Schwestern" mitunter recht hart durchboxen. Sogar buchstäblich. Die Schwestern Eva und Elizabeth waren eines Abends ganz harmlos beim Sammeln in einer Nachtbar, als die Polizistin Clare Faulhaber das Ansinnen an sie stellte, sie möchten doch ihre Berechtigungsausweise vorzeigen. Es kränkte Elizabeth und Eva zutiefst, daß man so wenig Ehrfurcht vor ihrem frommen Gewande zeigte. Herzhaft schlugen sie die Polizistin nieder.

Mr. Legrand fühlt sich ganz zu Unrecht vor Gericht gestellt. Er habe nie unlautere Absichten mit seiner Kirchengründung verfolgt. Von den zwanzig Kindern, die im Waisenhaus seiner Kirche untergebracht sind und für dessen Unterhalt er Geld sammeln ließ, seien

Fortsetzung auf Seite 30

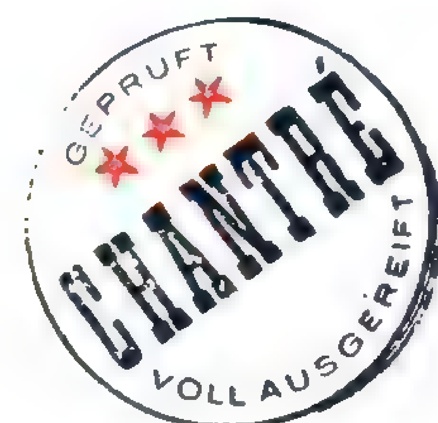


Fern jeder Hast reift Chantré!



Auf gute Freundschaft – ein Glas Chantré

Tausend liebenswerte Möglichkeiten gibt es, Freunde herzlich willkommen zu heißen. Chantré ist eine davon. Wer im Chantré das sanfte Feuer spürt, wer seinen milden abgerundeten Geschmack bewußt genießt, der wird wie Ihre Gäste sagen: Herz und Seele guter Weine leben im Chantré!



So gut★ so mild★ so reif★

12 I 61

UND SO WAS NENNT SICH BISCHOF

Fortsetzung von Seite 28



Ein stattlicher Wagenpark stand der seltsamen „Kirche des heiligen Johannes" zur Verfügung. Der Omnibus brachte die Kinder des Bischofs zur Schule. Devernon Legrand selbst fuhr einen Cadillac Fleetwood (unten), einen Luxuswagen, der auf dem deutschen Markt fast 40000 Mark kostet. Aber am Steuer saß er nicht selbst. Er hielt auf Reputation und fuhr grundsätzlich mit Chauffeur.



nicht, wie behauptet, neunzehn sein eigener Nachwuchs, sondern nur elf, höchstens zwölf. Es stimme auch nicht, daß er einen Harem unterhalte. Die Kinder seien ihm alle von „Schwester" Eva geboren worden.

Allerdings kann er nicht abstreiten, daß zwei dieser Kinder im Abstand von nur vier Monaten zur Welt gekommen sind. Was bei e i n e r Mutter immerhin als Wunder gedeutet werden könnte.

Der Staatsanwalt konnte es nicht unterlassen, dem Bischof eine peinliche Frage zu stellen.

„Stimmt es, daß Sie schon einmal eingesperrt waren? Wegen eines Verbrechens gegen das keimende Leben?"

„Hohes Gericht, noch ein Beweis für die grausame Verfolgung, die ich erleiden muß! Eingesperrt, im Gefängnis soll ich gewesen sein! Nichts ist daran wahr. Nur verurteilt hat man mich. Aber die Strafe wurde ausgesetzt . . ."

Hermann Holl

BRIEFE UNSERER LESER

WOZU TODESSTRAFE?

Zum Leserbrief „Todesstrafe und Christentum", Heft 46.

Die Todesstrafe schützt nicht vor Verbrechen, weil die meisten Gewalttaten im Affekt begangen werden.

Georg Rauschmaier, Nürnberg

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, Gott hat seine Gebote n u r für Verbrecher gegeben. Im Gegenteil, ER spricht damit a l l e Menschen an! Jesus erläutert dies wie folgt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, Du sollst nicht töten, ICH aber sage Euch: Wer nur »Rache« zu seinem Bruder sagt, der ist des Gerichts schuldig." Und in der Zusammenfassung aller Gebote gibt er ein neues Gebot. „Ein neu Gebot gebe ich Euch: Daß Ihr Euch untereinander liebet! Daran sollen alle erkennen, daß Ihr meine Jünger seid!"

Hubert Rieck, Berlin-Spandau

Man freut sich über jede Leserzuschrift bezüglich des Themas „Todesstrafe für gemeine Verbrechen". Haben sich doch in letzter Zeit bedeutende Juristen und solche, die es werden wollen, deutlich genug gegen die Anwendung der Todesstrafe ausgesprochen. Wenn selbst ein Generalstaatsanwalt unlängst zum Ausdruck brachte, die Todesstrafe sei in diesem Zeitalter nicht mehr zeitgemäß, weil sie die Erwartungen nicht mehr erfülle, so heißt dies doch den Bock zum Gärtner machen.

Paul Ehmann, Stuttgart-Korntal

Wieder einmal zeigt die Meinungsäußerung der Frau Rittmeister, wie einfach es sich die Menschen machen, wenn es um die Frage der Todesstrafe geht. Die meisten Menschen, die die Einführung der Todesstrafe befürworten, haben gar nicht darüber nachgedacht, was sie damit tun. Sie meinen, gäbe es für Mord als Strafe die Todesstrafe, dann gäbe es keine Morde mehr. Weit gefehlt! Die Statistik beweist das Gegenteil. Jeder Jurist wird bestätigen, daß die Abschreckungswirkung der Todesstrafe — wenn überhaupt vorhanden — außerordentlich gering ist. Die meisten Morde werden aus einer Situation heraus begangen, die nicht vorhersehbar war.

Gottfried Sch. Köln

OSSIPENKOS LEBENSSTANDARD

Zu „Fragen von heute", Heft 45.

Die vom Deutschen Industrie-Institut veröffentlichte Gegenüberstellung der Kaufkraft eines westlichen Arbeiters im Vergleich zu einem östlichen ist bezeichnend und aufschlußreich. Ungeeignet aber ist sie bezüglich Feststellung des Lebensstandards! Der Mensch lebt nicht nur vom Essen allein, und ob ihm durch Gewährung eines sehr hohen Lebensstandards auf die Dauer ein besonderes Glück auf Erden beschieden wird, ist fraglich! Meiner Meinung nach hängt es von verschiedenen Umständen ab, ob dem Arbeiter auf die Dauer der hohe Lebensstandard geboten werden kann. Wird er eines Tages nicht mehr geboten, kommt unfehlbar die Unzufriedenheit! Auch läuft neben dem Wohlleben auf Erden die unausbleibliche Verweichlichung des Menschen her! Die Naturverbundenheit geht verloren, die Kriminalität steigt, der Wille zur Arbeit schwindet.

Gerhard Wimmer, München

Das Angebot allein macht es nicht. Der Verbraucher muß erst darauf aufmerksam gemacht werden, daß er diesen oder jenen Artikel unbedingt braucht. Ist er davon überzeugt, will er ihn auch haben. Die freie Wirtschaft wird ihn — den Artikel — zu erschwinglichen Preisen liefern. In der Sowjetunion sind viele Bedarfsartikel des Alltags unbekannt. Auch dies gehört zu einer solchen Gegenüberstellung, meine ich.

Gottlieb Braun, Berlin

WIR WOLLEN HELFEN!

Zu unserem Farbbericht „Der Fluch des Rauschgifts", Heft 45.

Bezugnehmend auf ihren Bericht bitte ich Sie, mir die Anschrift von Dr. Behrendt mitzuteilen. Habe großes Interesse, Dr. Behrendt nach Möglichkeit Medikamente (Penicillin usw.) zukommen zu lassen.

Mme. Marcher, Ribeauville, Frankreich

In Ihrer BUNTEN erschien der Bericht „Der Fluch des Rauschgifts" mit Aufnahmen aus den peruanischen Anden und einer Schilderung der Tätigkeit unserer jungen Kollegen Dr. Behrendt und v. Schenk. Wollen Sie mir bitte die postalische Verbindung nach dort geben?

Liselotte Henkel, Alsfeld

Der Artikel und die Bilder haben mich sehr beeindruckt, daß ich gern den beiden Herren in Peru meine Anerkennung aussprechen möchte. Ich bitte Sie deshalb, den beiliegenden Brief weiterzuleiten.

R. Scholz, Fürth

Dr. Behrendts Adresse lautet: Plantation San Huberto, Casilla 128, Tingo Maria, Peru.

STRICKEN MACHT SPASS

Zu unserer Frage von heute „Beruhigt Stricken die Nerven?", Heft 44.

Stricken kann ausgesprochen beruhigen, zu beachten sind aber auch die Stricknadeln und vor allem das Strickmaterial. Ich stricke viel, ich stricke z. Z. nicht extravagante Muster, und ich stricke, um dabei zu lesen, desgleichen im Halbdunkel beim Fernsehen. Und wenn ich stricke und lese, werden dann noch zwischendurch wichtige Stellen aus den durchweg wissenschaftlichen Büchern festgehalten auf der Schreibmaschine. Und siebzig Jahre bin ich auch bald alt.

Hertha Stübe, Lüdenscheid

Ich möchte Herrn Schild folgendes sagen: Viele Frauen bekommen beim Stricken Nervenschmerzen, ja sogar Herzbeklemmungen. Ich führe das in meinem Falle auf die Metallstricknadeln zurück. Mit Stricknadeln aus Plastik usw. stricke ich schon lange ohne Beschwerden. Mich reizte anscheinend das Metall, freilich will ich damit nicht sagen, daß es bei anderen Frauen ebenso ist.

Frau Kukenthal d'Aubert, Wiesbaden

BISCHOF OHNE DR.

Zu Fragen von heute „Lieber Herr Bischof . . ." Heft 47.

Der Titel Kardinal wird vorschriftsmäßig nur vor dem Familiennamen geschrieben. Z. B. Kardinal Frings, Erzbischof von Köln. Aber niemals etwa „Kardinal von Köln". Ein Kardinal darf nicht als Nuntius tätig sein. Sobald ein Nuntius zum Kardinal erhoben worden ist, scheidet er ipso facto als Nuntius aus. Es ist bemerkenswert, daß die Kardinäle den Doktorgrad nicht führen dürfen. Es heißt da in der entsprechenden Verordnung daß „Stellung und Würde des Kardinals mit dem Doktorgrad nicht zu vereinbaren sind". Das gleiche gilt für Erzbischöfe und Bischöfe in aller Welt. Nur in Deutschland und Österreich werden trotzdem diese Würdenträger mit „Dr." angeschrieben, aber selten angesprochen.

W. v. Krockow, Frankfurt/M.

Die hier geäußerten Ansichten sind nicht unbedingt identisch mit der Meinung der Redaktion



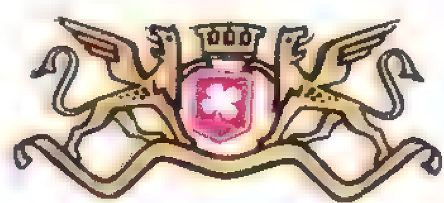
Reine
Natur
in jedem
Glas



Die Sonne Dalmatiens...

In jedem Glas ECKES-Edelkirsch schmeckt man den naturreinen Saft sonnengereifter Maraska-Kirschen.
Ein köstlicher Genuß – herbfruchtig-herzhaft – nach dem Geschmack unserer Zeit.



ECKES  von internationalem Niveau

VON GLEICHER GÜTE: ECKES-APRICOT · ECKES 1857 KLOSTER-LIKÖR · ECKES-CURAÇAO

BUNTE ILLUSTRIERTE
Münchner ILLUSTRIERTE

Ein Märchen aus 1001 Nacht: Moulay Abdallah, der Bruder des Königs, heiratete die schöne Lamia Solh



Das Volk huldigt der Prinzessin. Tänzer des Ghiattastammes mit ihren Frauen vor dem Königspalast in Rabat.

Es hört sich an wie ein Märchen: Es war einmal ein Mädchen, das hieß Lamia. Sie lebte mit ihrer Mutter im Lande Libanon. Ihr Vater, Riad Solh, ein großer Staatsmann, wurde vor Jahren Opfer eines Mordanschlags. Viele Freier warben um Lamias Gunst. Darunter auch Emir Mohamed, der Sohn des reichen Königs Ibn Saud. Lamia gab dem Werben nach. Es kam zur Verlobung. Dann aber traf Lamia in Paris den marokkanischen Prinzen Moulay Abdallah. Ihm flog ihr Herz zu. Die Liebe siegte. Nun richtete König Hassan II., der Bruder des Prinzen, in der Hauptstadt Rabat die Hochzeit aus. Er bot alle Pracht und allen Prunk des Landes auf. Und er erhob das Bürgermädchen Lamia Solh sogar zur Prinzessin. Der Bräutigam schenkte ihr ein Diadem aus purem Gold. Und dann wurde am Königshof von Rabat eine Hochzeit gefeiert, von der man in Marokko noch lange sprechen wird.

DIE PRINZENHOCHZEIT VON MAROKKO



König Hassan (an der Tafel, im Park des Palastes) lud unseren Reporter Alfred Strobel (links) nach Rabat ein. ▶



„Sie ist jung und schön wie ein Engel." Mit diesen Worten rühmten die marokkanischen Frauen ihre neue Prinzessin, die 22jährige Lamia. In einem golddurchwirkten und perlenbestickten Festkleid aus Samt und Seide begrüßte sie die jubelnden Bürger.



Und die Musik zieht voran... Die Straßen der Hauptstadt Rabat waren voll fröhlicher Menschen. Auf der Avenue Mohammed V. wurden die Autos von den Massen eingekeilt. Der Verkehr stockte stundenlang. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. Alles übertönten die Neffirbläser mit ihren meterlangen Posaunen. Dazwischen schrillten die Ghaitaflöten und dröhnten die Kalbfelltrommeln und Tamburins.



Männer mit starken Lungen müssen die Neffirbläser sein. Die grellen Töne ihrer Posaunen feuern die Frauen, die im Zug mitgehen, immer wieder zu neuen Gesängen an. Diese schrillen Töne gleichen eher dem

Ein Fest für Hunderttausende: Die Hochzeitsgeschenke werden durch die Hauptstadt getragen

„Am Hochzeitstag verwandelten sich die Straßen der Stadt in einen großen Jahrmarkt", erzählt Alfred Strobel. „Während die Braut in den maurischen Bädern des Palastes auf die Trauzeremonie vorbereitet wurde, zogen über hunderttausend Menschen von der Altstadt über die Avenue Mohammed V. zum Königshof. Aus allen Teilen des Landes waren Abgesandte gekommen: Gouverneure, Paschas, Bürgermeister und Richter, Tanzgruppen und Musikanten aus den Bergen, wilde Berberkrieger, die mit ihren vorsintflutlichen Flinten immer wieder Freudenschüsse in die Luft abfeuerten. Alle brachten sie Geschenke mit. Der König, der selbst ein modern eingestellter Herrscher ist, hatte angeordnet, daß die Hochzeit seines Bruders nach den Vorschriften des mohammedanischen Ritus gefeiert wurde.

Zur Tradition gehörte auch die 400 Jahre alte Henna-Zeremonie: Dazu mußten eigens Frauen aus Fez nach Rabat kommen. Denn nur noch wenige Eingeweihte in dieser Stadt verstehen es, die Braut richtig für die Hochzeit vorzubereiten. Nach einem feuchtheißen Bad salben die Frauen die Braut am ganzen Körper ein und parfümieren sie nach einem sorgfältig abgestimmten Düfterezept. Dann wird die Erwählte an Stirn, Wangen und Händen mit roter Hennafarbe geschminkt. Nun legen die Dienerinnen die Gewänder an. In einer Sänfte wird die Braut anschließend verschleiert in den Thronsaal getragen. Dort findet die Trauzeremonie statt.

Prinzessin Lamia hatte sich in ihrer Heimat ein europäisches Brautkleid schneidern lassen. Es hatte eine Schleppe von 22 Meter Länge. 40 Meter Duchessestoff mußten für das 25 Kilo schwere Kleid verarbeitet werden. 56 000 Mark soll die Robe gekostet haben. Aber der König wünschte, daß Lamia mohammedanische Kleider trug. So blieb das 56 000-Mark-Kleid unbenutzt im Schrank hängen."



Gold und Silber, Samt und Seide. Für das Hochzeitspaar ist nichts zu teuer. Die Vorsteher der Stadtviertel von Rabat schenkten dem Prinzen und seiner Braut die traditionsreichen „flambeaux": mannshohe Holzfiguren, mit feinen Seidenstoffen umwickelt. An der Vorderseite sind prächtige Schmuckgehänge aus Gold und Silber und mit Edelsteinen verzierte Bänder, die die marokkanische Frau an hohen Festtagen trägt.



Gezirpe von vielen Millionen riesengroßer Grillen als unseren gewohnten Liedern. Aber für die Marokkaner sind sie Ausdruck der Freude und Begeisterung. Für sie bedeutet die Prinzenhochzeit ein tagelanges Fest.



Süßer Weihrauch für die Prinzessin. Die Abgesandten der marokkanischen Provinzen bringen ihre Geschenke: kostbare Weihrauchgefäße aus Silber und Sandelholz auf kunstvoll ziselierten Tabletts, zuckerhutförmige Bastkörbe, gefüllt mit den traditionellen marokkanischen Hochzeitsgaben — Datteln und Hammelfleisch —, und silber- und messingbeschlagene Truhen mit teuren Stoffen und vielen Haushaltsgeräten.



Zum ersten Male fotografiert: die verschleierte Braut im Palast

König und Ehrengast

Emir Magid Arslame (rechts), der libanesische Verteidigungsminister, überragte mit seiner stattlichen Figur und seinem roten Tarbusch auf dem Kopf die meisten der Gäste. Der Emir kam als persönlicher Vertreter des Ministerpräsidenten seines Landes. Er war Ehrengast des jungen Königs. Hassan II. (links) erwies sich als charmanter Gastgeber und als umsichtiges Familienoberhaupt. Seit dem Tod seines Vaters Mohammed im März dieses Jahres regiert er sein Land mit Fleiß und politischem Geschick.

Das glückliche Brautpaar

Im Palast des Königs empfingen die Neuvermählten die hohen Gäste. Prinz Moulay Hassan ist ein sportlicher junger Mann von 26 Jahren. Er war sehr viel auf Reisen und begleitete auch seinen Vater auf Staatsbesuchen im Ausland. Während seines Studiums in Paris lernte er Lamia Solh kennen. Sie studierte dort Sozialwissenschaften und Kunstgeschichte. Das Prinzenpaar wird in Rabat in der Villa wohnen, die früher der ältesten Schwester des Königs, Lalla Aischa, gehörte.

Was Europäer bisher noch nie zu sehen bekamen

„Nur eine knappe Minute durfte ich durch eine Seitentür in den Thronsaal treten, um das Bild zu fotografieren, das vor mir noch niemand aufnehmen konnte: eine königliche Braut im Thronsaal, kurz vor der Trauzeremonie", erzählt Reporter Alfred Strobel. „Auf einem breiten Divan, über den eine riesige Damastdecke gebreitet war, wartete tiefverschleiert und in unbeweglicher Haltung die Braut Lamia (rechts) auf den Bräutigam. Links davon eine zweite Braut, die einen Freund des Prinzen heiratete. Zwischen den geheimnisvollen Gestalten saß munter und unbefangen Lalla Amina, das Nesthäkchen der Familie, die jüngste Schwester des Königs. Sie war so etwas wie eine mohammedanische Brautjungfer. Im Hintergrund hatten sich die Angehörigen der Braut niedergelassen; in der Mitte links Lamias Mutter, rechts ihre Großmutter. Im Vordergrund Bastkörbe mit den Geschenken des Volkes. Die Verschleierungszeremonie stammt noch aus der Zeit, als der Bräutigam seine Braut erst nach der Trauung zum allererstenmal zu Gesicht bekam, weil die Eltern die Ehepartnerin aussuchten. Für Lamia hatte dieser mohammedanische Brauch nur noch symbolische Bedeutung.



Mit tiefverschleierten Gesichtern, wie es die mohammedanische Sitte fordert, warteten 50 Bräute aus dem Volk mit ihren Verlobten auf den König.



Der König lud sein Volk ein: Mit dem Prinzen wurden 50 Paare getraut

Der Monarch überreicht das Hochzeitsgeschenk. Zwanzigtausend Dirham in barem Geld erhielt jedes der 50 Brautpaare vom König — das sind 17 000 Mark, ein Vermögen für eine normale Familie in Marokko. Die geladenen Brautleute waren einfache Schneider, Bäcker oder Bauern aus dem Atlasgebirge. Prinz Moulay Abdallah hatte auch dafür gesorgt, daß acht seiner Freunde gleichzeitig mit ihm heirateten. Er ging selbst als Brautwerber zu den angesehensten Familien des Landes und bat um die Hand der Töchter für seine besten Jugendfreunde.

Die Brautmutter lud zum Hammelessen. Lamias Mutter, Frau Faïza Riad Solh (Mitte, in dunklem Kleid) gab ein Galadiner zu Ehren der Jungvermählten im Palast des Ehrengouverneurs von Rabat. Am Tisch der Brautmutter trafen sich die Würdenträger des Orients und langten gemeinsam in die große Fleischschüssel (ganz links Emir Magid Arslame, daneben ein Freund des Prinzen, rechts neben der Brautmutter der Botschafter König Sauds von Arabien). Prinzessin Lamia, hennarot geschminkt, trug ihr neues Diadem und einen kostbaren Halsschmuck.

Das Brautbett steht bereit ... Fernab vom Trubel des Hochzeitsfestes, im Palast des Prinzen, herrschte erwartungsvolle Stille. Im Schlafgemach stand unberührt das reichverzierte Himmelbett. Ab und zu huschte eine Dienerin mit nackten Füßen über Steinfliesen und dicke Teppiche, um noch eine Kleinigkeit in Ordnung zu bringen. Das Prinzenpaar wird in einer Traumvilla wohnen. Die Gemächer wurden mit Stilmöbeln ausgestattet, die maurischen Bäder sind mosaikgekachelt, und im englischen Park liegen Pavillons und ein nierenförmiger Swimmingpool.

Viele Brautleute kamen aus der Provinz. Manche brachten ihr Reiseköfferchen gleich mit ins Schloß. Die Männer trugen ihre Sonntagsanzüge.





Es drängte sich die Prominenz. Vor dem maurischen Pavillon im Palastgarten Dar Salam strömten die Gäste auf die Rasenflächen. Für die Bürgermeister, Richter und Gouverneure aus



Dieses Bad stand nicht im Protokoll! Während sich die Herren Bürgermeister und Richter die Hälse nach dem König reckten, verloren sie den festen Boden unter den Füßen: Sie wurden in den Swimmingpool gestoßen. Der erste, der hintübertaumelte, krallte sich im Burnus des Nachbarn fest und riß zwei weitere mit ins kalte Wasser.



Drei pudelnasse Gouverneure. Feucht bis auf die Haut wurden die „Badegäste" aus dem Schwimmbecken gezogen. Es war keine leichte Arbeit, denn ihre wollenen Gewänder hatten sich schnell mit Wasser vollgesogen. Niemand nahm den Zwischenfall übel auf. Es war für alle eine willkommene Unterbrechung des steifen Zeremoniells.

„Die Hochzeitsfeier schien kein Ende zu nehmen. Jeder Tag brachte neue Attraktionen", erzählt unser Reporter Alfred Strobel. „Am zweiten Festtag fand das »Große Abraz« statt: Die Braut wurde den oberen Zehntausend des Landes vorgestellt. Am folgenden Tag empfing das Paar die Glückwünsche des Diplomatischen Korps. Der deutsche Botschafter überreichte das Geschenk von Bundespräsident Lübke: vier zweihundert Jahre alte Porzellanfiguren aus der bayerischen Manufaktur Nymphenburg.

Und am vierten Tag lud der König die Würdenträger des ganzen Landes zu einem Empfang im Sommerschloß Dar Salam ein. Es wurde eine riesige Cocktailparty im



Zwischenfall beim Gartenfest: Die Ehrengäste gingen baden

den Provinzen war dies ein besonderer Ehrentag. Alle wollten dem König besonders nahe sein. Die Menge schob sich am Schwimmbecken vorbei — und da passierte das Malheur...

Freien, jedoch ohne Alkohol — es gab nur Milch, Fruchtsäfte und Erfrischungsgetränke. Außerdem servierten die Diener Pfefferminztee, der in silbernen Teekochern aufgebrüht wurde. Der König saß allein an einer Tafel. Mitten auf dem Rasen thronte er wie ein Gott — majestätisch und unnahbar.

Als ich Rabat verließ, gaben die Großen des Landes und die fremden Botschafter immer noch Prunkempfänge zu Ehren des Brautpaares. Von dieser Prinzenhochzeit, die fast eine Woche dauerte, wird man in den Basaren der marokkanischen Städte und in den Zelten der Berber noch lange sprechen.

Dokumentation: Ingeborg Lehmann, Rabat.

Der König trank nur Milch und Beerensaft. Im Park des Sommerpalastes Dar Salam versammelten sich die Ehrengäste zur Teestunde. Nur die höheren Würdenträger erhielten Sitzplätze. König Hassan thronte einsam an einem Tisch. Er sah stumm dem Treiben zu. So verlangt es das Zeremoniell. Auf dem Tisch des Königs stand süßes Gebäck. Es gab keinen Alkohol — der Koran verbietet es. In den Karaffen waren Milch und Fruchtsäfte. Diener mit Tabletts und Krügen (links) bewirteten die Gäste. Sie verteilten auch Gebäck vom Tisch des Königs. Doch niemand aß davon. Diese Kekse wurden von den Beschenkten wie Reliquien sorgfältig eingepackt und mitgenommen.





3.25 bis 38.-



Schenke von Herzen -



№ 4711 immer dabei

Menschen im Banne eines unbarmherzigen Schicksals

Wo alle Lügen enden

ROMAN VON FRANZ TAUT

Vergebens wartet Linda Farrol in Rom auf die Maschine, mit der ihr Sohn Kaspar aus Hamburg kommen soll: Das Flugzeug ist in den Schweizer Bergen verschollen ... Verzweifelt kämpfen dort oben in Eis und Schnee die um ihr Leben, die bei der Bruchlandung unverletzt davongekommen sind: Stewardeß Susanne Geisendorf, der Schimeister Arcantelli, der 16jährige Reedersohn Kaspar Kornelsen, Irene Frahm, die ihren Verlobten Peter verlassen hat, und der undurchsichtige Geschäftsmann Jörn Baldur Kanter.



Wie ein Schraubstock umklammerte die Hand Susannes Fußgelenk.

„Abhauen und mich verrecken lassen!" wiederholte Kanter haßerfüllt.

„Lassen Sie mich los!" schrie sie ihn an. „Niemand geht weg! Wir bleiben alle hier!" »Wohin sollten wir denn gehen?« dachte sie. »Wohin denn?«

Die Hand drückte fester zu. Draußen rief Arcantelli noch einmal.

„Lassen Sie meinen Fuß los!" forderte Susanne. Sie hatte das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, aus der sie nie wieder freikommen würde. Verzweiflung überfiel sie. Blindlings stieß sie mit dem anderen Fuß zu. Mit aller Kraft. Ihre Schuhspitze traf etwas Weiches.

Kanter brüllte auf. Seine Hand ließ ihr Fußgelenk los.

Mit einem Schritt war Susanne aus seiner Reichweite. Hinter sich hörte sie den jungen Kornelsen sprechen. Sie hob die Lampe. Noch immer in die Decke gehüllt, stand Irene Frahm neben dem Jungen. Die Haare hingen ihr wirr in das blasse Gesicht. Ihre Augen schienen unnatürlich groß. Aber ihre Stimme klang ganz vernünftig. „Ich möchte mitgehen", bat sie.

Wieder rief Arcantelli. Susanne stieg hastig durch die Öffnung auf die Tragfläche hinaus. Irene und der Junge folgten ihr zögernd.

„Arcantelli, wo sind Sie?" rief Susanne.

„Eccomi", kam es dünn durch das Tosen des Sturms.

Sie sah unten einen Schatten im fahlen Schimmer des Schnees. Der Schatten bewegte sich.

„Was ist, Arcantelli?" fragte sie.

„Ich brauche Hilfe", antwortete er mit kraftloser Stimme. „Ich komme nicht auf die Tragfläche — rutsche immer wieder ab. Ich erfriere." Er sprach italienisch.

„Was sagt er?" fragte Irene kaum hörbar.

„Er kann nicht zurück", sagte Susanne. „Wir müssen ihm helfen."

Der junge Kornelsen schob sich neben sie. „Bitte — ich!" In der Dunkelheit sah er Susannes erstaunten Blick nicht. Er legte sich auf der Tragfläche in den Schnee. »Wenn ich das in der Schule erzähle,« dachte er. Aber würde er es jemals erzählen können? Seine Zähne klapperten, nicht nur von der Kälte.

Susanne beugte sich hinunter und hielt Kaspars Beine fest. „Arcantelli", rief sie.

Die Hände des Italieners waren schon beinahe erstarrt von Frost. Er rieb sie, bevor er zufaßte und sich an Kaspar hochzog.

Als sie alle wieder in der Kabine waren, sagte er: „Erst das Blut in Bewegung bringen. Bin erstarrt."

Er stampfte mit den Füßen und schlug die Arme um den Leib. Hundert

Fortsetzung auf Seite 46



„Captain — Captain Immler!“ wiederholte Susanne. Zu Arcantelli, der jetzt neben ihr war, sagte sie: „Er hat Verletzungen im Gesicht, vielleicht auch am Kopf. Ich fürchte, wir ...“ Unvermittelt hielt sie den Atem an. Immler hatte die Hand bewegt ...

WO ALLE LÜGEN ENDEN

Fortsetzung von Seite 44

Aufgaben warteten auf ihn. Welche war die dringlichste?

*

Hilton stand vor Linda Farrol, hochrot im Gesicht, mit den kurzen Armen fuchtelnd. Obwohl sie in einem niedrigen, weich gepolsterten Sessel saß, war der Regisseur kaum größer als sie. Aber er besaß die Energie und das Temperament eines Riesen.

Mit einem weißen Taschentuch wischte er sich über die hohe kahle Stirn. Die buschiggraue Haarmähne begann erst in der Mitte des übermäßig großen, wie mit altersdunklem Pergament überzogenen Schädels.

„Wie du dir das vorstellst!" polterte er. „Wir drehen morgen nochmal die Einstellung im Kaminzimmer und dann die Reitszenen bei Ostia! Wir haben alles vorbereitet. Der Produzent wäre außer sich . . ."

„Und ich bin auch außer mir", warf Linda Farrol mit erzwungener Ruhe ein. „Ich kann nicht, René, versteh das doch! Ich muß hier im Hotel bleiben. Jede Sekunde kann eine Nachricht kommen. Und dann — mein ehemaliger Mann hat sich angemeldet, das weißt du. Was würde er sagen, wenn ich im Atelier oder bei den Außenaufnahmen wäre?"

„Du hast doch früher auch keine Rücksicht auf ihn genommen", gab der Regisseur zurück. Er war Fanatiker. Seine Filme waren lebhaft und spritzig. Selbst fade Komödien wurden unter seinen Händen zu Delikatessen.

„Früher", sagte Linda Farrol mit einem müden Heben ihrer Schultern, „ja früher . . ."

Früher — das war die Zeit bis vor wenigen Stunden. Bis sie auf den Flugplatz hinausgefahren war, um Kaspar abzuholen. Für die paar Ferientage, die er auch in diesem Winter wieder bei ihr verbringen sollte. Bis die noch unfaßbare Meldung kam, daß die Maschine, in der er saß, vermißt wurde.

„Ich kann nicht, René", wiederholte sie, „für euer »Lache, Bajazzo« bin ich nicht geschaffen. Ich bin eine Frau nicht nur im Film. Es geht um das Leben meines Jungen. Kannst du das nicht begreifen?"

Sie weinte nicht mehr. Ihre Tränen waren versiegt. Etwas war mit ihr geschehen, für das sie keine Erklärung fand. Vieles, was vor vier oder fünf Stunden noch wichtig vorgekommen war, erschien ihr jetzt bedeutungslos. Der Film. Ihre Karriere, um derentwillen sie aus der Ehe geflohen war. Die ganze Schein- und Flimmerwelt, die sie als kleines Filmsternchen begeistert hatte. Nach der sie sich so verzweifelt gesehnt hatte, als die Heirat mit dem Hamburger Reeder Kornelsen ihr die nüchternen Pflichten einer hanseatischen Hausfrau auferlegte.

„Du kannst mich nicht im Stich lassen, Linda!" sagte Hilton, als ahne er ihre Gedanken. „Es ist eine Glanzrolle für dich. Mit diesem Film spielst du dich an die Spitze, ich habe es vom ersten Drehtag an gesagt. Ich weiß, wie dir zumute ist, aber die Arbeit geht vor. Wenn sie getan ist, kannst du dich deinem Schmerz überlassen. Er wird sich umwandeln in dir, wird dich noch gereifter und gelöster machen! Du wirst sehen."

Sie hob den Blick. Ihre schönen Augen, deren Ausdruck auf der Leinwand so vorteilhaft zur Geltung kam, waren weit geöffnet. Entgeistert starrten sie Hilton an.

„So bist du, René", sagte Linda, als sähe sie ihn in diesem Augenblick zum erstenmal, „daß du meinen Schmerz in deinen Erfolg ummünzen willst? So weit denkst du schon? René, bitte, ich bin sterbensmüde. Ich muß allein sein."

Wortlos nahm er seinen Mantel, seinen Schal und die karierte Sportmütze. An der Tür drehte er sich noch einmal um. „Morgen früh um acht hole ich dich ab, Linda."

Sie wartete, bis seine Schritte auf dem veloursbelegten Etagengang verhallt waren. Dann hob sie den Hörer des Telefons ab. Die Zentrale meldete sich.

„Prego", sagte Linda Farrol, „wenn ein Anruf für mich kommt, ich bin immer zu erreichen. Hier in meinem Zimmer." Auf dem Flugplatz hatte sie die Telefonnummer des Hotels hinterlassen. Man hatte ihr versichert, man werde sie sofort benachrichtigen, wenn es etwas Neues gebe.

Einmal, kurz bevor Hilton kam, hatte das Telefon geläutet. In einem Taumel der Hoffnung hatte sie abgehoben, kaum fähig, ihren Namen zu sagen. Es war Henning. Er wollte nur sagen, wegen starken Nebels in Hamburg und anhaltenden Schneestürmen über dem gesamten Alpengebiet gebe es keine Flugmöglichkeit. Er nehme den Expreßzug, könne also nicht vor morgen abend bei ihr sein.

Enttäuscht und entmutigt hatte sie den Hörer aufgelegt. Henning würde kommen, aber er würde ihr den Jungen nicht wiedergeben können. Ihren Jungen.

In diesem Augenblick war ihr zum Bewußtsein gekommen, was sie versäumt hatte. Ihr einziges Kind hatte sie vernachlässigt, hatte es fremden Menschen überlassen. Und weshalb? Weil sie sich selbst vernachlässigt fühlte von ihrem Mann? Weil er sich mehr um seine Arbeit gekümmert hatte als um sie? Weil sie von einer Filmkarriere träumte, die sie vielleicht nie erleben würde?

Und Kaspar? Ihretwegen hatte er den Flug angetreten. Weil er seine Mutter besuchen wollte, die ihn verlassen hatte. Ihre Schuld war es, wenn ihm etwas zugestoßen sein sollte. Sicher — sobald das Wetter sich besserte, würden Suchflugzeuge aufsteigen. Aber bis dahin?

Wie gehetzt stand Linda Farrol auf, wanderte mit großen Schritten ziellos über den verwirrend gemusterten Teppich, zündete sich eine Zigarette an, stieß sie ungeraucht in den Aschenbecher.

*

Das Benzin lief nicht mehr aus. Im Dunkeln, in einem Gewirr von ineinander verkeilten Wrackteilen hatte Arcantelli das gebrochene Leitungsrohr gefunden. Mit einem schweren Metallstück aus den Trümmern hatte er es breitgeklopft, hatte es gedreht und gebogen, bis der Benzinstrom versiegte. Der Geruch war fast verflogen. Aber noch immer hatten sie kein Licht — außer der Taschenlampe, deren Batterie schon nachzulassen begann.

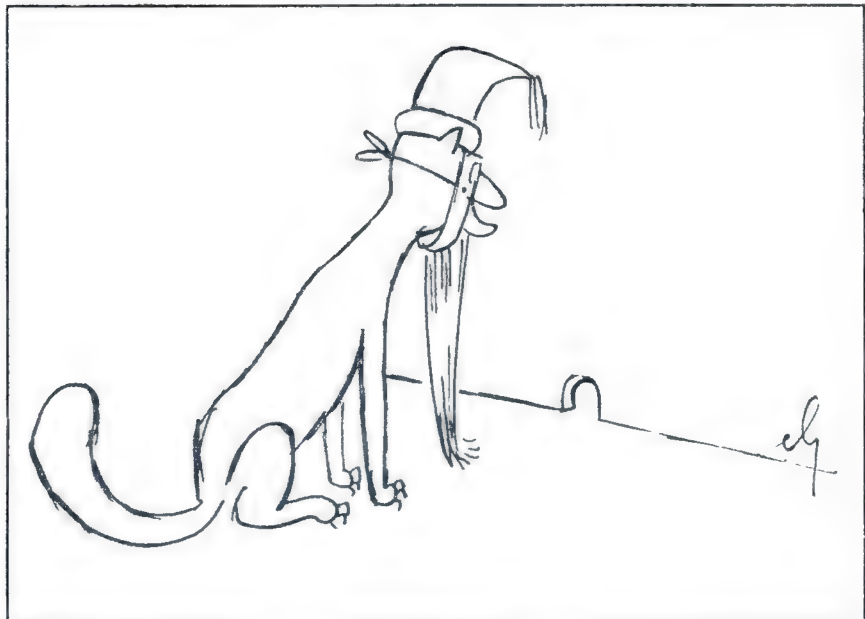
„Man müßte etwas von Technik verstehen", sagte er. „Auch in einem Aeroplano wird doch der Strom von einer Batterie abgegeben. Wie kann man feststellen, ob noch Strom vorhanden ist? Es könnte sein, daß die Kabel nicht zerstört sind."

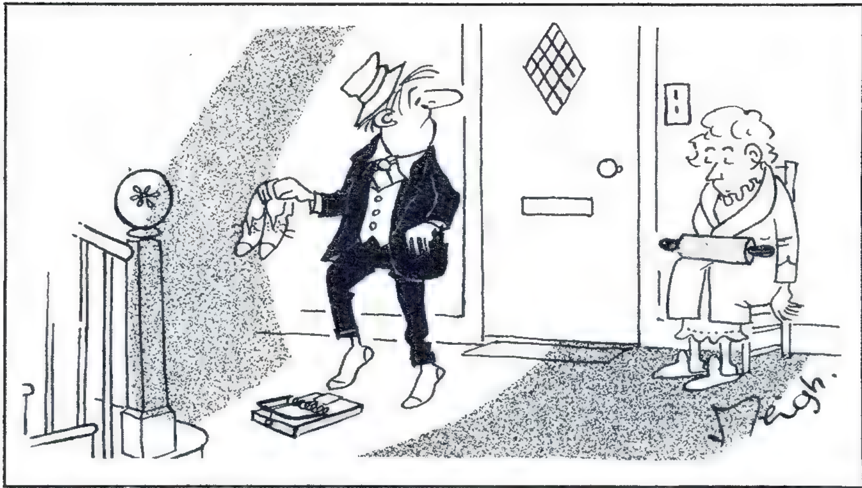
Er wandte sich an Susanne. „Wissen Sie nicht, wie das zusammenhängt? Wo die Schaltung ist? Wie man es anstellen muß, um die Beleuchtung oder nur eine Notlampe mit Strom zu versorgen?"

Susanne war sich darüber klar: Auf Arcantellis Fragen gab es nur in der Kanzel Antwort. In der Kanzel, deren Tür sie noch immer nicht öffnen konnten. Sie mußten sie auf dem gleichen Weg erreichen wie Arcantelli beim erstenmal. Aber vor dem Gedanken, hinauszumüssen in den Schnee, in die mörderische Kälte, der Arcantelli beinahe erlegen wäre — vor diesem Gedanken schauderte sie zurück.

»Es ist deine Pflicht«, dachte sie. »Du gehörst zur Besatzung. Wenn die anderen ausfallen, trägst du die Verantwortung. Das haben sie dir eingetrichtert.« Arcantelli war Passagier. Wie konnte sie ihm zumuten, alles allein auf sich zu nehmen?

„Kommen Sie mit", sagte sie zu ihm. „Nur vorn in der Kanzel können wir finden, was Sie suchen. Glauben





Sie, der Kapitän wäre so weit zu bringen, daß er uns helfen kann?"

„Ich weiß nicht", gab Arcantelli zweifelnd zurück. „Er war sehr schwach. Ich denke, er hat phantasiert."

„Oh!" Susanne verkrampfte die Hände vor der Brust. „Wir müssen es trotzdem versuchen, Signor Arcantelli. Wir müssen alles versuchen! Die Batterie ist bald verbraucht, und wir haben noch nicht einmal alle Passagiere gefunden."

Sie gingen zum Ausstieg, durch den der Schnee hereinwirbelte und die eisige Luft der Bergnacht hereinströmte. Kanter, an dem sie vorbei mußten, behinderte Susanne diesmal nicht. Lauernd lag er auf dem Boden, beide Beine eingeklemmt.

Auf einmal rief Irene Frahm: „Gehen Sie nicht! Bitte gehen Sie nicht!"

Susanne drehte sich um. „Wir sind bald zurück. Der junge Herr Kornelsen ist ja bei Ihnen, nicht wahr, Kaspar?"

„Ja", antwortete er, bemüht, seiner Stimme den Klang männlicher Gelassenheit zu geben. „Klarer Fall, ich bleibe hier. Wenn Sie Schwierigkeiten haben beim Zurückkommen, brauchen Sie nur zu rufen. Wir helfen dann. Wir wissen ja jetzt, wie man wieder hereinkommt."

Der Gedanke, allein mit der ängstlichen jungen Dame und mit Kanter zurückzubleiben, behagte ihm nicht. Aber auch er sehnte sich nach Licht, nach dem Ende der Dunkelheit. Trotzdem fürchtete er eines: Sobald es hell wurde, würden sie Kanter befreien müssen, was bisher nicht gelungen war. Kanter war ihm unheimlich. Vielleicht war er wirklich verrückt geworden?

Doch Kanter war nicht verrückt. Sein Gehirn arbeitete klar und folgerichtig. Er dachte an nichts anderes als an seine Rettung. Er war entschlossen, zurückzukehren in das Leben, das er sich aus dem Nichts aufgebaut hatte. Freilich — früher einmal war man wer gewesen, hatte Befehlsgewalt gehabt. Aber dann war man ein Niemand geworden, geächtet. Nun war er wieder ausgestiegen, hatte seine Fäden gesponnen. Niemand würde ihn daran hindern, seine Rettung aus dieser mißlichen Lage ins Werk zu setzen. Niemand!

Arcantelli half Susanne durch den Schnee. Scharf drang der Frost durch ihre dünnen Strümpfe. Flocken wurden vom Wind in ihr Gesicht gepeitscht, setzten sich auf ihr zerzaustes Haar. Das Schiffchen hatte sie verloren. Ein Ärmel ihres Jacketts war eingerissen. Auch der Rock hatte einen Riß.

Arcantelli hob sie zu der Öffnung hoch, durch die er schon einmal in die Kanzel gelangt war. Dann stand sie vor Kapitän Immler. Er schien zu schlafen. Oder war er auch tot wie der Kopilot, den Arcantelli zwischen den Trümmern gefunden hatte?

Zaghaft berührte ihre Hand das Gesicht unter der vertrauten Mütze. Sie fühlte die rauhe Kruste geronnenen Blutes. „Captain", flüsterte sie.

In seinem Gesicht zuckte es. „Hanna", sagte er.

„Nein", versuchte sie seine Betäubung zu durchdringen. „Ich bin nicht Ihre Frau. Ich bin Susanne Geisendorf, Ihre Stewardeß!"

Er rührte sich nicht.

„Captain — Captain Immler!" wiederholte Susanne. Sie sagte es beschwörend. Er mußte sie hören, mußte sie erkennen.

Zu Arcantelli, der jetzt neben ihr war, sagte sie: „Er hat Verletzungen im Gesicht, vielleicht auch am Kopf. Ich fürchte, wir . . ."

Unvermittelt hielt sie den Atem an. Immler hatte die Hand bewegt, die auf dem Steuerknüppel lag. Mit Anstrengung öffnete er die blutverklebten Augenlider.

„Captain!" rief Susanne. Sie zitterte vor Kälte. Ihre Hände waren erstarrt, die Füße wie Eis. Sie hörte das Heulen des Sturmes, der noch immer Wolken von Schnee über das Flugzeugwrack warf. Wie feiner weißer Staub trieb er in die Kanzel.

Immler sprach. Susanne beugte sich hinunter, um es zu verstehen. „Stewardeß", murmelte Immler mit schwerer Zunge, „kann mich nicht bewegen — wie gelähmt. Wie steht es, Stewardeß? Zuletzt — muß sie — muß auf Fels geschrammt sein — oder auf Eis. Habe sie 'runtergebracht. Wie . . . wie steht es?"

„Die Maschine ist beschädigt", stieß Susanne hastig hervor, um die Zeit zu nützen, die der Kapitän bei Besinnung war. „Wir können es noch nicht übersehen, Captain. Es ist dunkel draußen, Nacht. Wir brauchen Licht. Licht, Captain! Es ist das allerwichtigste. Ohne Licht können wir nichts tun. Auch für Sie nicht, Captain. Helfen Sie uns! Verstehen Sie mich?"

„Ja", murmelte er mit Mühe, „ja. Zündung ist ausgeschaltet — habe — habe vor dem Aufsetzen alles ausgeschaltet. Brand- und Explosionsgefahr. Das Benzin. Wo ist Roth, Mädchen? Er kann doch — wo ist Roth?"

„Roth ist bewußtlos", sagte sie schnell. Die Wahrheit wagte sie nicht auszusprechen.

„Dann mußt du tun, was — was ich dir sage. Vorausgesetzt, die Leitungen sind in Ordnung." Stockend erklärte er die Handgriffe, die an der Armaturentafel zu machen waren. Im Schlaf hätte er sie ausführen können. Viel schwerer war es, sie einem anderen zu vermitteln, der unkundig im Dunkeln tappte.

Susanne wußte, daß ihr Leben und

Fortsetzung auf Seite 49

HOROSKOP für die Woche vom 18. bis 24. Dez. 1961

Widder 21. 3. bis 20. 4.

21. 3. bis 31. 3.: Mut im Geschäftlichen und Gleichmut im Privaten sind notwendig, wenn diese Woche ohne große Panne überstanden werden soll. *1. 4. bis 10. 4.:* Eine ganz persönliche Entscheidung wird von Ihnen verlangt. Aber Sie sind sich selbst noch nicht sicher. Keine Hinhaltetaktik: Sprechen Sie sich offen aus. *11. 4. bis 20. 4.:* Mittwoch und Donnerstag sind Glückstage für Sie.

Stier 21. 4. bis 20. 5.

21. 4. bis 30. 4.: Sie sehen überall versteckte Angriffe. Sie fühlen sich übergangen, unverstanden. Dabei liegt es wirklich nur an Ihnen, selbst Mittelpunkt zu sein: beruflich und privat. *1. 5. bis 10. 5.:* Wer geschäftlich so viele Eisen im Feuer hat wie Sie, darf nicht unzufrieden sein, wenn irgend etwas nicht auf Anhieb klappt. *11. 5. bis 20. 5.:* Finanziell eine Verlusttendenz. Beruflich sind Fehlentscheide möglich. Privat jedoch schöne Stunden.

Zwillinge 21. 5. bis 21. 6.

21. 5. bis 31. 5.: Man verwöhnt Sie. Vergelten Sie es mit Gleichem. Das Resultat ist schon ein bißchen Mühe wert. *1. 6. bis 11. 6.:* Ein Finanzproblem unterminiert Ihre gute Laune. Aber der Engpaß ist rasch wieder vorbei. *12. 6. bis 21. 6.:* Kleine Eifersüchteleien, Feindseligkeiten und Kränkungen, die einmal Sie und einmal die Partner sich leisten. Einer muß der „Klügere" sein, wenn keine innere Entfremdung entstehen soll.

Krebs 22. 6. bis 22. 7.

22. 6. bis 2. 7.: In der Arbeit, in der Liebe und in Freundschaftsangelegenheiten ist viel Neues zu erwarten. Versuchen Sie selbstkritisch das Positive vom Negativen zu unterscheiden. *3. 7. bis 12. 7.:* Eine kleine Ehekrise. Nicht vergessen: versöhnlich bleiben, das wiegt manches harte, unüberlegte Wort auf. *13. 7. bis 22. 7.:* Man sucht und braucht Ihren Rat. Gut. Aber machen Sie es den Bittstellern nicht allzu leicht.

Löwe 23. 7. bis 23. 8.

23. 7. bis 2. 8.: In manchem Löwe-Herzen heillose Verwirrung, und in manchem Geldbeutel ebenfalls. In beiden Fällen hilft nur wohlüberlegtes Handeln. *3. 8. bis 12. 8.:* Aus Konkurrenzneid Angriffe im Beruf. Wohlgemerkt, Attacken, die nicht „ankommen", machen nur den Angreifer mürbe. *13. 8. bis 23. 8.:* Klug ist, wer die Dinge nicht nur kurzfristig betrachtet. Stimmen Sie sie schon jetzt mit Ihren Planungen für 1962 ab. Absprachen und Verträge auf lange Sicht sind außerordentlich begünstigt.

Jungfrau 24. 8. bis 23. 9.

24. 8. bis 2. 9.: Die rechte Zeit, um verwandtschaftlichen Ärger beizulegen und berufliche Aussprachen zu führen. Auch bei Vorgesetzten kann man sich aus finanziellen Gründen in Erinnerung bringen. *3. 9. bis 12. 9.:* Noch immer nicht das ersehnte Jawort? Keine Sorge. Es handelt sich nicht um einen taktischen Rückzug des Partners, sondern um eine Verzögerung, die wahrscheinlich wirtschaftliche Gründe hat. Haben Sie noch etwas Geduld. *13. 9. bis 23. 9.:* Beruflich erfolgreich.

Waage 24. 9. bis 23. 10.

24. 9. bis 3. 10.: Sie haben Ihr Herz in eine Sache investiert, die nicht zu halten scheint, was sie versprach. Am besten ist, sofort einen Schlußstrich zu ziehen. *4. 10. bis 13. 10.:* Für viele eine finanzielle Hiobsbotschaft, hinter der sich aber doch etwas Gutes versteckt. Abwarten. *14. 10. bis 23. 10.:* Die Gesundheit unter verschärfte Kontrolle nehmen. Im Straßenverkehr (und besonders auf Reisen) Augen auf! Am Freitag ein beruflicher Erfolg.

Skorpion 24. 10. bis 22. 11.

24. 10. bis 2. 11.: Für Verliebte ein Bescheid, der wahrscheinlich zur Ehe führt. Viel Glück! *3. 11. bis 12. 11.:* Wer im kommenden Jahr bauen, pachten oder mieten will, schließe jetzt die Verträge ab. Auch für Behördenangelegenheiten (Finanzamt) günstige Tage. *13. 11. bis 22. 11.:* Nicht angeben. Nicht mit Erfolgen prunken. Das ruft die Neider und außerdem erbitterte Gegenspieler auf den Plan.

Schütze 23. 11. bis 21. 12.

23. 11. bis 2. 12.: Wer lieben will, muß leiden. Stimmt's? Trennungen auf Zeit sind wahrscheinlich die Ursache. Alle finanziellen Dinge stehen unter einem guten Stern. *3. 12. bis 12. 12.:* Bei Ihnen läuft alles auf vollen Touren. Dem Geldbeutel tut das zweifellos gut. Der Gesundheit leider nicht. *13. 12. bis 21. 12.:* Übertriebenes Mißtrauen verdirbt (beruflich und privat) beim Partner den guten Willen, fair zu sein. Ihr Glückstag finanziell: Donnerstag.

Steinbock 22. 12. bis 20. 1.

22. 12. bis 31. 12.: Nehmen Sie sich nicht zuviel für die Feiertage vor. Es steht soviel Unvorhergesehenes auf dem Plan: Besuche, Nachrichten, störende Ereignisse, die geschickt ausbalanciert werden müssen. *1. 1. bis 10. 1.:* Ein Familienstreit wird ausgefochten und findet damit ein vorläufiges Ende. *11. 1. bis 20. 1.:* Sie übersehen vor lauter Betriebsamkeit, wie dringend der Partner Sie braucht. Versagen Sie jetzt nicht, es wäre kaum wiedergutzumachen.

Wassermann 21. 1. bis 19. 2.

21. 1. bis 30. 1.: Wassermann-Geborene, die mit einem Zwillinge- oder Schütze-Geborenen verheiratet sind, sollten in diesen Tagen so nachsichtig wie möglich sein. *31. 1. bis 9. 2.:* Eine gewisse Unsicherheit stellt sich ein: Nichts erzwingen, schon gar nicht in der Liebe. *10. 2. bis 19. 2.:* Angenehmes in puncto Geld. Unangenehmes durch Behörden. (Biegen Sie Letzteres durch eine Rücksprache vor dem Mittwoch ab!) Aufregungen durch Kinder oder weibliche Verwandte.

Fische 20. 2. bis 20. 3.

20. 2. bis 1. 3.: Man kann Ihnen nicht abschlagen, was Sie sich wünschen. Übertreiben Sie aber, kommt es beruflich zu Trennungen und privat zu einem Bruch. *2. 3. bis 10. 3.:* Sympathie nicht allein von Äußerlichkeiten abhängig machen. Eine Enttäuschung wäre bald die Folge. *11. 3. bis 20. 3.:* Warum so viel Geheimniskrämerei? Das Vertrauen zu Ihnen wird (im Beruf und privat) dadurch bestimmt nicht größer.

SCHUTZE-FRAU (23. 11.-21. 12.) und WIDDER-MANN (21. 3.-20. 4.)

Wer paßt zu wem?

Die neue Serie von Karl Fersen

Die Schütze-Frau paßt nicht schlecht zum Widder-Mann. Auch er ist willensstark, dynamisch und selbstsicher, und er schätzt in der Regel eine Frau mit eben diesen starken Eigenschaften. Sie glaubt wohl oft, ihn kritisieren zu müssen: wegen seiner Wetterwendigkeit, seines Mangels an Ausdauer und seiner passiven Art, mit Schwierigkeiten fertigzuwerden. Er tut oft so, als ob sich jedes Problem von selbst löse. Aber wenn sie nun glaubt, ihn kritisieren zu müssen, dann sollte sie sich davor hüten, sein Selbstvertrauen zu untergraben. Der Widder-Mann läßt sich nicht gern früh ins Ehejoch spannen. Er gehört zu dem Typ, der sich „austoben" muß. Doch im Grund ist er ziemlich kühl, und er kann seine Leidenschaften gut zügeln. Eine Frau, die seine Interessen teilt, paßt gut zu ihm.

Fortsetzung von Seite 47

das der anderen von der Genauigkeit abhing, mit der sie ausführte, was der verletzte Flugzeugführer ihr sagte. Arcantelli konnte ihr dabei nicht helfen. Er verstand nicht genügend Deutsch, und sie wäre nicht imstande gewesen, ihm die technischen Bezeichnungen zu übersetzen.

Mit angehaltenem Atem befolgte sie, so gut sie es vermochte, die Anweisungen des Kapitäns.

Es traf sie fast wie ein Schlag, als die Lampen der Armaturenbeleuchtung aufflammten. Nicht alle. Einige waren zerbrochen. Aber es war Licht. Es genügte, die Dunkelheit zu bannen.

*

An der Backbordseite des Passagierraumes wurde hinter rotem Glas die Leuchtschrift sichtbar: „No smoking — Nicht rauchen — Vietato fumare".

Mit einem Aufschrei klammerte sich Irene Frahm an den Jungen, der mit großen Augen auf die Schrift starrte, als sei sie ein Zeichen des Himmels, ein Wunder im Grauen der Nacht. Auch ihm war zum Schreien zumute, aber daß jemand bei ihm Halt suchte, gab ihm Kraft. Es war nichts Übernatürliches. Die Stewardeß war mit dem Italiener, den er vom Fernsehen kannte, zur Kanzel gegangen, um die Stromversorgung in Betrieb zu bringen. Es war ihnen geglückt.

Auf einmal kam Kaspar ein Gedanke, der ihn fast überwältigte. Wenn sie Strom hatten und wenn das Funkgerät heil war, dann konnten sie um Hilfe funken. Den Blick noch auf die Leuchtschrift gerichtet, sagte er zu Irene: „Wir haben's geschafft. Ich glaube, wir haben's geschafft!"

Sie verstand nicht, was er meinte, aber etwas schien eingetreten zu sein, was Grund zur Hoffnung gab.

In diesem Augenblick sagte Kanter vom Boden her: „Steht nicht herum, helft mir heraus! Ich glaube, mein Bein ist kaputt. Los! Bewegt euch! Verflucht, helft mir doch!"

Sie wagten nicht, sich umzudrehen. Furcht ergriff den Jungen. Er riß sich von Irene los. Wild warf er sich gegen die Tür, die den Weg zur Kanzel, zu den anderen versperrte.

Hinter ihm stieß Kanter wilde Flüche aus.

Mit Schnee versuchte Susanne, Immlers Gesicht vom Blut zu säubern. Rasch gab sie es auf. Ihre Hände erstarrten. Als sie dem Kapitän die Mütze abnehmen wollte, deren weißer Bezug eingerissen und zur Hälfte mit Blut vollgesogen war, sträubte Immler sich schwach.

Susanne war in „Erster Hilfe" ausgebildet. Immlers Zustand deutete auf eine schwere Gehirnerschütterung, möglicherweise auf einen Schädelbruch hin. Aber zugleich sah sie die Gefahr, die ihn in seiner Bewegungslosigkeit bedrohte. Wie konnte sie ihn vor der Kälte schützen? Das Gepäck im Frachtraum fiel ihr ein. Es enthielt Kleidungsstücke. In dem Fach neben der Pantry gab es Decken.

Sie blickte sich um. Arcantelli stand beim Bordfunker. Sie sah, wie die

Fortsetzung auf Seite 50



WO ALLE LÜGEN ENDEN

Fortsetzung von Seite 49

Hand des Italieners über Kallenbachs Augen glitt. Stumm nickte Arcantelli, als ihre Blicke sich trafen. Sie verstand. Zitternd holte sie Atem. Kallenbach war tot. Wäre er zu retten gewesen, wenn man ihm sofort hätte Hilfe bringen können?

Sie folgte Arcantellis Blick. Er zeigte auf das Funkgerät. Das Gehäuse war zersprungen. Die Röhren lagen bloß, einige glimmten schwach.

„Man müßte etwas davon verstehen", sagte der Italiener. „Vielleicht funktioniert es noch."

Susanne blickte zu Immler hin. „Der Kapitän", sagte sie. „Ich weiß nicht, ob er . . ."

„Es wird sich zeigen", warf Arcantelli ein. „Sie wissen, wie schlecht er dran ist, Signorina. Hoffen wir, daß wir ihn durchbringen. Wärme braucht er."

„Ja", sagte sie, „ich habe daran gedacht. Es gibt Decken. Wir müssen auch Mäntel suchen. Ich glaube, wir sollten ihn in die Kabine bringen. Wenn wir das Loch in der Bordwand abdichten . . ." Sie verstummte. Von der Kabine her vernahm sie Geräusche. Auch Arcantelli war aufmerksam geworden. Fast hatte es den Anschein, als wäre im Passagierraum ein Kampf im Gange.

»Kanter«, dachte Arcantelli und packte mit beiden Händen zu. Susanne begriff, was er vorhatte. Mit aller Kraft half sie ihm, die Wrackstücke zu bewegen, die sich zwischen die Kanzel und den Passagierraum geschoben hatten. Im schwachen Lichtschein war zu erkennen, daß es nicht nur Teile der Steuerbordverkleidung waren, sondern auch der Ansatz der Tragfläche, die sich aus ihrer Befestigung gerissen hatte und in den Rumpf eingedrungen war. Kein Wunder, daß die Tür nicht zu öffnen war, solange die Trümmer dagegen drückten.

Dann war es soweit. Als Arcantelli mit scharfem Ruck die verklemmte Tür zur Seite riß, sahen sie vor sich das Gesicht des jungen Kornelsen. Es glühte vor Anstrengung. Er hatte ihnen entgegengearbeitet. Das war die Erklärung für die Geräusche, die Susanne und Arcantelli alarmiert hatten.

Hinter Kaspar tauchte Irenes blasses Gesicht auf. Arcantelli hatte den Eindruck, als habe es sich verjüngt, als sei es auf eine seltsame Weise menschlicher geworden, nicht mehr kühl abweisend, wie er es in der Erinnerung hatte.

Sie erweiterten die Öffnung. An Kaspar und Irene vorbei schob Arcantelli sich in den Passagierraum.

Die Lampen brannten nicht. Nur schwach war der Lichtschein, der von der Leuchtschrift ausging. Arcantelli beseitigte die rote Glasscheibe. Die Glühbirnen dahinter reichten aus, den ganzen Raum in gedämpftes Licht zu tauchen. Genug, um einen Überblick zu gewinnen.

Arcantelli sah den am Boden liegenden Kanter, der finster zu ihm hochstierte. Er sah den nach rückwärts gebogenen Körper einer alten Frau. Das leblose Gesicht schien zusammengeschrumpft, quer über der Stirn klaffte eine Wunde, das strähnig gelöste weiße Haar war blutüberströmt. Der fast lippenlose Mund der Greisin war wie zu einem Schrei geöffnet.

Er sah unter der eingedrückten Steuerbordseite des Wracks ein Knäuel von Körper und Gliedmaßen. Er sah den aufgerissenen Boden und darunter blank schimmerndes gezacktes Eis. Unter einem der zusammengepreßten Sitze sah er einen entstellten Schädel. Niemand, der an der Steuerbordeite gesessen hatte, war mit dem Leben davongekommen.

Scharf zog Arcantelli die Luft ein. Er drehte sich um. „Nicht näherkommen", sagte er zu Susanne, „machen Sie die Augen zu, Signorina! Das ist nichts für Sie. Auch die beiden anderen sollten bleiben, wo sie sind. Sie sollen sich nicht umschauen."

Seine Aufgabe war es, die Toten aus dem Wrack zu schaffen. Er löste den Körper der alten Frau aus dem Sitz, trug ihn zur Öffnung in der Außenwand und ließ ihn in den Schnee hinunter, der auf der Tragfläche zu fast einem Meter Höhe angewachsen war. Als er zurückkehrte, um den nächsten Toten zu holen, rief Kanter ihn an.

„Laß die Leichen! Die sind krepiert und spüren nichts mehr. Aber ich! Mein Bein ist hin. Es ist gebrochen oder weiß der Teufel was. Es tut weh wie verrückt. Komm endlich her und hilf mir heraus, sonst . . ."

Arcantelli achtete nicht auf den Mann. Er sah nicht, wie das aufgeschwemmte Gesicht sich bösartig verzerrte und wie ein tückischer Ausdruck in die kleinen zu Schlitzen verengten Augen trat.

„Arcantelli!"

Er hörte Kaspars Warnungsruf und schnellte herum.

Kanter hatte plötzlich eine Pistole in der Hand.

Fortsetzung folgt

Küchenmeister Adam



Das Börsenfrühstück

Wenn auch die Kurse schwanken, so sollen doch die Kost und die Stimmung gleichmäßig gut bleiben. Dieses Gabelfrühstück stärkt Sie an arbeitsreichen Tagen.

Auf eine ziemlich dicke Scheibe Toast Madeira träufeln. In der Pfanne werden nun in heißem spanischem Olivenöl etwa 150 Gramm Rinderlende und 100 Gramm Hühnerleber in groben Stücken mit zwei Eßlöffel Zwiebelwürfeln rasch angebraten.

In Butter nachschwenken.

Diese Mischung auf den Toast schieben, etwas salzen und mit gehackter Petersilie bestreuen. Darauf wird ein glänzendes Spiegelei gesetzt. An die Seiten Tomatensalat legen.

Als Getränk ein frisches Bier und ein doppelter Korn.

Guten Appetit wünscht Ihr

Hans Karl Adam

Dr. med. Fabian notiert

Gehen Sie zum Augenarzt, ehe es zu spät ist!

An dem Autounfall war eindeutig der ältere Mann schuld. Er war mit seinem Wagen aus einer Nebenstraße herausgeprescht und hatte die Vorfahrt nicht beachtet. Als er sich später vor dem Richter zu verantworten hatte, behauptete er, das Vorfahrtsschild nicht gesehen zu haben.

Er hatte keinen Alkohol getrunken. Die Blutprobe hatte dies bewiesen. Der Verteidiger redete etwas von Überarbeitung, Nervosität, Einhalten von Terminen. Das Wort vom „menschlichen Versagen" tauchte auf.

„Sie müssen schlechte Augen haben", meinte der Richter zu dem Angeklagten. „Das Schild war groß genug." Er ordnete an, daß der Angeklagte seine Augen untersuchen lassen müsse.

„Aber mein Mandant trägt ja schon eine Brille", wandte der Rechtsanwalt ein. Doch der Richter ließ sich nicht beirren. Die ärztliche Untersuchung brachte ein Ergebnis, das selbst den Angeklagten erschütterte: Auf beiden Augen zeigte sich ein großer Gesichtsfeldausfall. „Es ist, als ob der Patient nur noch durch eine enge Röhre schauen kann", erklärte der Augenarzt.

Die Diagnose lautete „Glaukom", auf deutsch: grüner Star. „Haben Sie denn nie bemerkt, daß sich Ihre Sehkraft laufend verschlechterte?" wurde der Angeklagte gefragt. Er zuckte die Schultern: Er habe all das der Überarbeitung zugeschrieben.

Die Sehschwäche beginnt mit Vierzig

Psychologisch-medizinische Untersuchungen des Technischen Überwachungsvereins in Bayern haben ergeben, daß 7,1 Prozent aller getesteten Autofahrer merklich sehbehindert waren. Damit stellen Sie eine eventuelle Gefahr für ihre Umwelt dar. Die Untersuchung enthüllte noch eine andere wichtige Tatsache: Alle Untersuchten, die vierzig Jahre alt waren, zeigten einen auffallenden Rückgang ihrer Sehleistung, und ein zweiter noch größerer Rückgang der Sehleistung trat wieder im fünfzigsten Lebensjahr auf.

Diese Ergebnisse lassen eine wichtige Folgerung zu: Jeder „ältere" Mensch – und das ist man medizinisch gesehen mit vierzig Jahren – muß seinen Augen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Zunächst einmal aus eigenem Interesse. Vernachlässigte Augen führen zu einer allgemeinen Leistungsminderung, zu Kopfschmerzen und in manchen Fällen sogar – zum Erblinden.

Zum anderen aber auch aus Verantwortung seinen Mitmenschen gegenüber. Sieben Prozent an merkbar Sehbehinderten erscheinen vielleicht im ganzen gesehen nicht sehr hoch. Aber jeder dieser Kraftfahrer kann schwere Unfälle hervorrufen, die vermieden werden können.

Vielleicht gehören Sie selber dieser Gruppe von Sehbehinderten an und wissen es noch nicht?

Welche störenden Alterserscheinungen machen sich am Auge bemerkbar?

Die häufigste Form, der jeder Mensch unterliegt, ist die Alterssichtigkeit. Sie fängt an, wenn „der Arm zu kurz wird", um die Zeitung lesen zu können. Das Auge ist ja genau wie eine Kamera aufgebaut, es besteht – vereinfacht dargestellt – aus einer Linse, die das Bild auf eine lichtempfindliche Schicht wirft: die Netzhaut. Die Einstellung zwischen Linse und Netzhaut muß so gewählt werden, daß die Lichtstrahlen auf der Netzhaut ein scharfes Bild ergeben.

Bei der Kamera verändern wir dazu je nach der Entfernung des aufzunehmenden Gegenstandes den Abstand zwischen Linse und Platte. Beim Auge wird der Durchmesser der Linse verändert. Will man einen Gegenstand in der Nähe betrachten, also etwa ein Buch lesen, dann spannen sich winzige Muskeln im Auge an. Sie bringen das Aufhängeband der Linse zum Erschlaffen. Infolge ihrer Elastizität schnurrt die Linse gewissermaßen zusammen und nähert sich der Kugelform. Ihre Brechkraft wird größer: man kann gut in die Nähe sehen. Läßt man die Muskeln wieder erschlaffen, spannt sich das Aufhängeband an und zieht die Linse in eine mehr platte Form. Die Brechkraft wird geringer, der Mensch kann in die Ferne sehen.

Je älter der Mensch wird, desto starrer wird seine Linse. Sie verliert immer mehr an Elastizität und vermag sich immer weniger der Kugelform zu nähern. Der Betreffende kann dann zwar noch sehr gut in der Ferne sehen, aber in der Nähe kann er Einzelheiten nur noch unscharf wahrnehmen. Das Bild entsteht nicht auf der Netzhaut, sondern hinter ihr, wie bei einer schlecht eingestellten Kamera. Er muß die fehlende Brechkraft der Linse durch entsprechend gewölbte Gläser ausgleichen. Die Verhärtung der Linse beginnt etwa mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahr und hat im sechzigsten bis fünfundsechzigsten Lebensjahr ihren Abschluß erreicht.

Die Alterssichtigkeit ist keine Krankheit. Jeder Mensch wird von ihr betroffen. Sie ist auch ungefährlich und spielt im Verkehr keine Rolle, da der Alterssichtige in der Ferne ja alles erkennen kann.

Aber eine andere Alterserscheinung kann sich sehr unangenehm auswirken: der graue Star. Er geht mit einer allmählich zunehmenden Trübung der Linse einher und kann die Sehleistung ganz erheblich herabsetzen, so daß viele Betroffene verkehrsuntüchtig werden. Durch eine Operation wird die getrübte Linse entfernt. Der Patient ersetzt sie durch eine Brille, die er nun immer tragen muß. Da er keine Linse mehr hat, kann er ohne Brille nur noch hell und dunkel unterscheiden. Erst das Vorsetzen der künstlichen Linse in Form der Brille gibt ihm die Sehkraft wieder.

Der graue Star darf nicht mit dem grünen Star verwechselt werden. Bei ihm ist nicht die Linse erkrankt, sondern der Druck im Augeninnern erhöht. Diese Druckerhöhung wird vermutlich durch ein behindertes Abfließen des Augenwassers hervorgerufen. Der erhöhte Druck schädigt den Sehnerv, so daß schließlich die Gefahr der Erblindung besteht.

Bei grünem Star: Blindheit droht

Der grüne Star bevorzugt ebenfalls das fünfte bis sechste Lebensjahrzehnt. Er tritt meist mit Anfällen auf: Kopfschmerzen hinter dem Augapfel, in der Stirn und im Hinterkopf sind einige seiner Symptome. Häufig sieht der Erkrankte Farbringe um Lichtquellen. Manchmal verläuft die Krankheit allerdings auch schleichend ohne deutliche Erscheinungen. Rechtzeitige ärztliche Hilfe kann das Auge vor dem Erblinden schützen: Bestimmte Medikamente setzen den Innendruck des Auges herab.

Der moderne Mensch wird darauf gedrillt, regelmäßig zum Zahnarzt zu gehen. Er sollte genauso regelmäßig den Augenarzt aufsuchen, wenn er die Vierzig überschritten hat. Die Augen sollten dann regelmäßig alle zwei Jahre untersucht werden.





Sondergebühren für Tonbandbesitzer?

Nach einem kürzlich vom Amtsgericht Berlin gefällten Urteil sollen alle Tonbandgerätebesitzer verpflichtet sein, jährlich zehn Mark an die GEMA zu zahlen, auch wenn sie nur für ihre ganz persönlichen und privaten Zwecke Musik auf Tonband aufnehmen. Sind diese Forderungen der GEMA nicht ein unerträglicher Eingriff in die Privatsphäre?
Anton Müller, München

Das Amtsgericht Berlin knüpft mit seinem Urteil an die Rechtsprechung des Bundesgerichtshofes an, der in zwei Urteilen 1955 und 1960 den Komponisten auch für private Tonbandaufnahmen eine Lizenz zugesprochen hat. Der Bundesgerichtshof sagte: Die Aufnahme geschützter Werke auf Tonband verletzt auch dann die urheberrechtlichen Befugnisse, wenn sie nur zum persönlichen Gebrauch und ohne Gewinnabsicht erfolgt.

Die GEMA will aber wegen der privaten Tonbandaufnahmen die private Sphäre gar nicht antasten. Sie will sich damit zufriedengeben, daß ihr die herstellende Industrie eine Lizenz zahlt. Das wäre die einfachste Lösung. Auch für den privaten Hörfunk- und Fernsehempfang wird ja die Lizenz nicht vom Hörer, sondern von der Rundfunkanstalt an die GEMA gezahlt, und viele Hörer wissen gar nicht, daß von ihren Rundfunkgebühren einige Pfennige jeden Monat über die GEMA den Komponisten zufließen. Ebenso wird bei der Schallplatte die Lizenz für das private Abspielen schon mit dem Kaufpreis entrichtet.

Der kürzlich vom Amtsgericht Berlin entschiedene Rechtsstreit ist von dem betreffenden Tonbandgerätebesitzer selbst ausgelöst worden. Dieser hat gegen die GEMA eine „negative Feststellungsklage" erhoben, um sich gerichtlich bescheinigen zu lassen, daß er für Tonbandaufnahmen für eigene private Zwecke keine Lizenz zu zahlen habe. Hierauf erst hat die GEMA gegen den Tonbandgerätebesitzer auf Zahlung geklagt und den Prozeß gewonnen.

I. Maahn, München
Pressestelle der GEMA
(Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte)

Wem kommt unsere Milchspende zugute?

Meine Milchfrau hat mir berichtet, jetzt könne man bei ihr Spendenscheine im Wert von einer Mark kaufen, für die dann an hungernde Kinder in notleidenden Gebieten Milch verteilt wird. Wer verteilt eigentlich diese Milch? Und welchen Ländern soll sie zugute kommen?
H. P., Stuttgart

Das Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen (UNICEF) hat es sich zur Aufgabe gemacht, dazu beizutragen, daß jedes Kind in einer gesunden Familie aufwächst. Denn eine gesunde Familie ist Voraussetzung für eine in Frieden lebende Gemeinschaft. So will UNICEF nicht nur Kinder von Tuberkulose, Lepra und Ernährungsschäden heilen, sondern sie auch mit Milch versorgen und ihre Mütter beraten. Allein im Jahre 1960 erhielten mehr als 5,3 Millionen Kinder und Mütter zusätzliche tägliche Milchrationen von der UNICEF.

Die Milchspende UNICEF 1961 ist eine Aktion zum Wohle der Kinder und Mütter in notleidenden Gebieten der Welt. In vielen Ländern ist auch heute noch Milch keineswegs mit gleicher Selbstverständlichkeit die Nahrung der Kinder wie bei uns. Entweder gibt es nur sehr wenig Milch, und dann ist sie für die meisten unerschwinglich. Oder die Milch ist verseucht und deshalb als Kindernahrung ungeeignet. Oder aber die Mütter geben ihren Kindern aus Aberglauben keine Milch, weil sie denken, es sei ein „böser Geist" in der Milch. Welche der vielen Gründe es auch sein mögen, das Ergebnis ist meist Unterernährung oder falsche Ernährung der Kinder und damit Krankheit, Siechtum und oftmals Tod.

Dank der Zusammenarbeit der UNICEF mit über 100 Ländern ist es möglich, Müttern und hungernden Kindern in Südostasien, dem Mittleren Osten,



Auch ihm hilft Ihre Spende: Für den kleinen Pepe aus Santa Maria Cauque in Südamerika ist Milch eine Seltenheit.

in Süd- und Mittelamerika zu helfen. So kann die UNICEF beispielsweise 65 Glas Milch oder 57 Lebertrankapseln für weniger als eine Mark kaufen. Drei Mark reichen aus, um zwölf Kinder von Ernährungsschäden zu heilen oder 72 Kinder gegen Tuberkulose zu impfen. Für rund vier Mark kann ein an Lepra erkranktes Kind geheilt werden.

In den Nachkriegsjahren von 1949 bis 1953 hat die UNICEF auch an 2,5 Millionen deutsche Kinder Kleidung, Schuhe, Bettwäsche, Lebertran, Streptomycin und Stärkungsmittel verteilt. Nun sind wir aufgerufen, mit unserer Spende zu beweisen, daß wir bereit sind, denjenigen Kindern zu helfen, die immer noch hungern und darben müssen. Mit dem Erlös jedes Spendenscheins, den wir bei unserem Milchhändler für eine Mark bekommen können, tragen wir dazu bei, Kinderelend in der Welt zu lindern.

Dr. Wolff, Frankfurt
Arbeitsausschuß Milchspende
UNICEF

Soll ich meinem Kind vom Nikolaus erzählen?

Es setzt sich doch immer mehr die Erkenntnis durch, man solle den Kindern soweit wie möglich die Wahrheit sagen. Soll man da Kindern nach wie vor das Märchen vom Nikolaus

und vom Christkind erzählen? Riskiert man nicht eine Enttäuschung, sobald die Kinder herausbekommen, daß hinter dem Nikolausbart irgendein Onkel steckt und daß die Weihnachtsgeschenke in Wirklichkeit von den Eltern stammen?

Heide Rohrbach, Hamburg

Wir haben diese Frage einer Reihe von Fachleuten vorgelegt. Der Leiter des Stadtjugendamts München, **Kurt Seelmann,** schreibt:

Ich vertrete die Auffassung, daß man Kindern unbedingt die Wahrheit sagen müsse, und so war ich als junger Vater fest entschlossen, auch über Nikolaus und Christkind die Wahrheit zu sagen. Aber das Schicksal wollte es anders. In den ersten Jahren hat mich das Kind überhaupt gar nicht gefragt, wieso ein Weihnachtsbaum da war und woher die Geschenke kamen. Es freute sich, daß ein Baum entzündet wurde und Geschenke bereit lagen, und gab sich damit zufrieden.

Wir annektierten das Christkind

Als das Weihnachtsfest zum dritten Male herannahte, wurde unter den Spielkameraden so viel vom Christkind gesprochen, daß ich nicht den Mut besaß, mein eigenes Kind aus diesem erwartungsfrohen Zustand auszuschließen. Wir annektierten also das Christkind. Ein Jahr später wurde unser Kind zu einer Nikolausfeier bei einer befreundeten Familie eingeladen, und ich tat dann nichts mehr dagegen. Heute glaube ich, daß es nicht schadet, wenn sich das Kind einige Zeit mit diesen aus einem alten Brauchtum erwachsenen symbolischen Gestalten befreundet.

Wichtig ist nur, daß man es hinterher richtig aufklärt:

Der Nikolaus hat wirklich einmal gelebt, war ein guter Bischof, den die Kinder gern hatten und der von den Eltern gebeten wurde, als neutraler Außenstehender festzustellen, was von den elterlichen Ermahnungen — sozusagen als Jahresaufgabe — besonders ernst genommen werden sollte. (Kinder sind sich ja oft nicht klar, ob eine Ermahnung, ein Verbot oder ein Befehl der Eltern vielleicht nur aus einer augenblicklichen Laune heraus gegeben wurde. Außerdem nutzen sich ständig in den gleichen Worten gegebene Ermahnungen ab, wenn sie zu oft wiederholt werden. Da wirkt dann ein Außenstehender weit nachhaltiger.)

Deshalb kommt auch heute noch der Nikolaus jedes Jahr einmal zu den Kindern. Der Nikolaus rügt den Hauptfehler und ermahnt das Kind, gute Vorsätze zu fassen. Im Grunde ist er ein gütiger alter Herr, der die Kinder gern hat, ihnen Geschenke mitbringt und ihnen noch eine ernste Mahnung für das Jahr mit auf den Weg gibt.

Ältere Kinder sollten allmählich ihr eigener Nikolaus werden und sich einmal im Jahr erforschen, was der augenblickliche Fehler ist, und ihn dann bekämpfen.

Beim Christkind ist die Erklärung einfach. Einmal im Jahr wollen die Eltern sozusagen anonym schenken, d. h. ohne die Verpflichtung zu Dankbarkeit. Sie machen dem Kind eine Freude, ohne dabei selbst in Erscheinung zu treten.

Alle Kinder werden zugeben, wenn man sie fragt, daß ihre Kindheit viel schöner war mit Nikolaus und Christkind als ohne, und daß sie mit leisem Bedauern von ihnen Abschied nahmen, als sie dahintergekommen waren, daß hinter beiden ihre Eltern steckten.

Dr. Martin Goldstein, der als Arzt und Erziehungsberater bei der Evangelischen Jugendakademie Radevormwald tätig ist, hat folgende Auffassung von unserem Problem:

Wir dürfen uns das Erzählen von Märchen und das Sagen der Wahrheit nicht als strenge Gegensätze vorstellen.

Es ist einfach eine Tatsache, daß Kinder in besonderem Maße die Gabe besitzen, leibhaftig vor sich zu sehen, was sie sich denken. Sie verbinden damit Erlebnisse, wie sie Erwachsene nicht mehr erleben können. Weil diese Vorstellungskräfte der Kinder benutzt und befriedigt werden sollen, brauchen sie eine möglichst bildreiche Form des Erzählens.

Symbol für unverdiente Gaben

Nikolaus, Pelzmärtel, Hans Muff oder wie diese Gestalten auch immer heißen, sind personhafte Symbole dafür, daß eine göttliche Prüfung und Warnung an die Menschen ergeht (Advent). Das Christkind und selbst der Weihnachtsmann sollen auf ein Geschenk besonderer Art hinweisen, nämlich auf Gabe und Hilfe, die jeder unverdienterweise erhält, wenn er sie nur annehmen und dafür dankbar sein will, und die er nicht selbst herstellen könnte.

Vater und Mutter sollen sich dann ruhig als Mitarbeiter des schenkenden Gottes verstehen und sich auch als solche zu erkennen geben, wenn das Kind die bildhafte Vorstellung vom Weihnachtsmann nicht mehr wahrhaben will.

Nie die Wahrheit verschleiern!

Die gestellte Frage zielt aber nicht so sehr auf die Probleme bei Kindern, sondern auf die Haltung, die von den Erwachsenen dazu eingenommen wird. Dafür gilt der Grundsatz, daß solche Geschichten niemals erzählt werden dürfen, damit eine Wahrheit verschleiert wird (z. B. das Märchen vom Klapperstorch) oder um moralischen Druck damit ausüben zu können („wenn du nicht artig bist, bringt dir das Christkind nichts!"). Das zweite wäre ein Mißbrauch als Druckmittel, aber beides ist eine Lüge und beweist erzieherische Hilflosigkeit.

Das Alter des Kindes spielt dabei weniger eine Rolle als die Fragen, die es von selbst stellt. „Aufklärung" aller Art („es gibt keinen Storch", „der Weihnachtsmann bringt die Geschenke gar nicht") geht an keinem Kind vorüber, sei es auf der Straße, auf dem Spielplatz oder in der Schule. Deshalb brauchen wir es aber nicht zu unterlassen, dem Kind vom gabenbringenden Christkind zu erzählen. Andererseits dürfen wir bei einer solchen Geschichte nicht beharren, wenn das Kind ahnt, daß sie so nicht stimmt.

Auch durch Märchen und Geschichten kann das Kind innerlich auf den Inhalt der Wahrheit hingeführt werden. Sein Vertrauen zu den Eltern („ich kann Vater oder Mutter immer alles fragen") muß dadurch nicht gestört werden. Innerhalb dieser vertrauensvollen Lenkung macht es dem Kind nichts aus, seine Vorstellungen ändern zu müssen, wenn es etwas Neues hinzugelernt hat.

In der nächsten BUNTEN: Weitere interessante Stellungnahmen erfahrener Pädagogen zu der Frage: „Was sollen wir unseren Kindern vom Christkind erzählen?"

DER Mann MIT DER WEISSEN Nelke

ROMAN VON HANS GUSTL KERNMAYR

Bearbeitung: Herbert Leger — Zeichnung: Eduard Micus

Niemand kann zwei Herren dienen. Auch Marc de Lima nicht. Der eine Herr ist in seinem Fall eine Dame, die Comtesse de Savanne. Sie schlägt ihm vor, Mörder und Juwelendiebe der Polizei zu überlassen und mit ihr auf eine ferne Insel zu ziehen. Der andere Herr ist jener mit der weißen Nelke, mit dem sich Marc aus nur Abenteurern verständlichen Gründen noch lieber beschäftigt als mit Comtesse Louise. Also verzichtet Marc auf das Inselleben und bleibt auf der Fährte des Nelken-Herrn, der nicht allein die Riviera unsicher macht, sondern vom „Mann mit der runden Hand" unterstützt wird. Wer das ist, will Marc beim König der Taschendiebe, Mickey Cachout, erfahren.

Langsam wandte er sich um. Die verschnörkelte Ampel überm Treppenaufgang verbreitete mehr Schatten als Licht. Dunkel und drohend hoben sich die Türen aus der Wand. Keine Bewegung ringsum.

Und doch standen zwei Männer hinter Marc de Lima. Hoch aufgereckt und starr.

Marc sah sie erst, nachdem er sich an die trübe Beleuchtung gewöhnt hatte. Sie trugen dünne schwarze Anzüge. Ihre gelblichen Gesichter wirkten wie Masken. Sie schwiegen.

Marc betrachtete sie stirnrunzelnd. Der eine war lang und ausgemergelt. Die Schultern fielen stark ab, der Rock schlug Falten an den Hüften. Der zweite Gangster erinnerte an einen soliden Stahlschrank mittlerer Preislage.

„Schöne Grüße von Victoire", sagte Monsieur de Lima das Losungswort. „Ich möchte zu Micky Cachout."

Plötzlich hielt der Stahlschrank einen Revolver in der Hand. „Micky Cachout", sagte er tonlos. Er kam auf Marc zu. Schrittweise.

Marc überlegte, was er falsch gemacht haben mochte. Etwas stimmte hier nicht. Wenn er sich jetzt danebenbenahm, hatte er den letzten Cocktail seines Lebens längst hinter sich.

Er lächelte überlegen. „Passen Sie auf, Monsieur", sagte er. „Ihre Kanone könnte den Falschen treffen!"

Der Stahlschrank blieb stehen. Er wirbelte die Waffe um den gestreckten Zeigefinger und packte sie wieder am Kolben. „Was wollen Sie von Cachout?" fragte er schließlich.

„Ein Interview", sagte Marc. „Für Paris Match!"

Das war eine Lüge. Marc de Lima wollte vom früheren „König der Taschendiebe" erfahren, wer sich unter dem Decknamen „Mann mit der runden Hand" verbarg. Es mußte der Hehler sein, der den geraubten Schmuck zum Weiterverkauf übernahm.

Soweit war der Fall für Marc klar: Der Mann mit der weißen Nelke stahl die Wertsachen aus den Hotelzimmern und Appartements. Jules Potentu, von „Monsieur Nelke" inzwischen ermordet, hatte die Preziosen im Keller seines Hauses umgearbeitet, damit sie sich besser absetzen ließen. Und der „Mann mit der runden Hand" besorgte das.

Ein einfacher Vorgang.

Marc mußte diesen „Mann mit der runden Hand" finden und irgendwie zum Sprechen bringen. Dann ließ sich der Fall von rückwärts aufrollen. Der Schmuckräuber war geliefert.

Ein ebenso simples Spiel — nur daß es Marc den Kopf kosten konnte!

Der Mann, der wie ein mittelgroßer Stahlschrank aussah, stierte Marc ins Gesicht. „Wer hat Sie hergeschickt?" fragte er.

„Der Starreporter Paul-François Leonetti vom Nice-Matin", sagte Marc ehrlich. „Auf eigene Gefahr!"

Der Gangster kratzte sich mit dem Revolverlauf hinterm Ohr. Langsam rückte er weiter vor. Er schniefte durch die Nase.

Marc de Lima verlagerte das Körpergewicht auf den rechten Fuß. Seine Linke war gefürchtet. Trotzdem schien sie eine ziemlich zweifelhafte Waffe gegenüber einer geladenen Smith & Wesson.

„Schnüffler!" sagte der Stahlschrank plötzlich.

Marc seufzte. „Micky Cachout wird Ihnen sehr böse sein", sagte er melancholisch. „Ich wollte eine Serie über ihn schreiben."

Nun zielte der Revolver auf Marcs unterste linke Rippe. Der Killer blieb einmal mehr stehen. In drei Schritten Entfernung. Weit genug, um jeden Angriff unmöglich zu machen. „Umdrehen!" kommandierte er.

Marc gehorchte schweigend.

„Micky Cachout wird dich mit nackten Sohlen auf einen Elektrokocher stellen", sagte der Stahlschrank. „Dann wirst du ihm schon die Wahrheit vorsingen!"

Marc marschierte auf den zweiten Gangster los, der den Vorgängen reglos gefolgt war. Das schmale, lederne Gesicht in starren Falten, sah er Marc entgegen.

„Keine dumme Bewegung", sagte der Revolvermann hinter de Lima. „Sonst wird gebumst!"

Da war Marc schon gestolpert. Er sauste geradewegs auf die stockfischstumme Bohnenstange zu und landete an deren Brust.

„Parbleu!" Der Dünne wich knapp vierzig Zentimeter zurück und schlug einen blitzschnellen Schwinger in Richtung Marcs Kinn. Aber dessen Sidestep war Weltklasse: Die Faust flog ins Leere.

„Pardon", sagte Marc lächelnd. „Wenn ich Ihnen einen Tip geben darf: Schleppen Sie weniger Moneten mit sich herum!" Er hielt die Brieftasche des Gangsters in der Hand — er hatte sie ihm beim Zusammenprall geschickt aus der Tasche gefischt.

Dem Schläger klappte die Kinnlade herunter. Er fluchte. Wütend entriß er Marc die Börse.

„Ihr Jackett sitzt zu locker", sagte Monsieur de Lima. „Das fordert einen Fachmann geradezu heraus."

Hinter seinem Rücken lachte der Stahlschrank. Er trat neben Marc und klopfte ihm auf die Schulter. Grinsend schob er das Schießeisen in den Sakko zurück. „Hab' ja gewußt, daß die Geschichte mit Paris Match faule Quatscherei war", brummte er freundschaftlich. „Warum haben Sie nicht gleich gesagt, daß Sie Langfinger sind? Micky ist ganz verrückt nach gutem Nachwuchs für seine Branche!"

Der frühere „König der Taschendiebe" schien auch sonst nicht sehr normal zu sein. „Männer des Olymp", sagte er salbungsvoll, als ihm Marc gegenübertrat. „Zeus schickt uns einen nachtblauen Smoking — und es steckt sogar ein Mensch darin. Salut!"

Er hatte mausgraues Haar, worin eine unappetitliche Flechte zu hausen schien. Ein struppiger Bart umstand sein rotfleckiges Gesicht. Er steckte in einem Pepitaanzug mit goldenen Knöpfen.

„Ich entbiete dem Altmeister seines Faches den griechischen Gruß", sagte Marc. „Heil Helena!"

Der Stahlschrank horchte auf. „Tolles Weib?" fragte er.

Und die Bohnenstange sagte: „Er soll uns mal die Adresse geben!"

Sie befanden sich in einem Raum, der an die düstere Halle anschloß. Den verstaubten Bücherregalen und ledernem Gestühl nach mußte es sich um die Bibliothek des Hauses handeln. Eine Batterie Flaschen auf dem riesigen Lesetisch deutete jedoch darauf hin, daß hier eher destillierter denn gedruckter Geist gefragt war.

„Verzeih, o Wanderer, das Unwissen dieses Gewürms", sabberte der einst legendäre Taschendieb in den Struppelbart. „Ihr einfältig' Gemüt ahnt nichts von der Ilias!"

„Ischias!" sagte der Stahlschrank wegwerfend. „Bloß weil's er hat, müssen's alle kennen."

Marc de Lima überwand seinen guten Geschmack und schüttelte Micky Cachout die Hand. „Unwissenheit ist der Born ungetrübter Lebensfreude", schwafelte er nicht minder getragen. „Unsereiner ist halt vom Wurm des Zweifels längst friedhofsreif genagt!"

„Eine verwandte Seele klopft mir ans Herz", schlabberte Cachout.

Sie sanken sich in die Arme. Der einstige „König der Taschendiebe" stank nach Branntwein, kaltem Tabak und Schimmel. Sein Bart kratzte Marc am Hals. Sie tätschelten sich gegenseitig den Rücken.

„Setz dich, altes Haus", nuschelte Micky Cachout. „Dein Sessel sei mein Sessel. Um mit antiker Zunge zu reden: Das Gastrecht möge dich erfreuen." Er goß zwei Wassergläser voll Fusel.

„Aus dir spricht wahrlich die Bildung eines städtischen Gymnasiums", sagte Marc hingerissen. Sie ließen sich nieder und stießen an.

Im Hintergrund des Zimmers tauchten zwei weitere Halunken aus dem Schatten der Bücherschränke. Der eine trug eine Lederkappe überm linken Auge, der andere hatte glasige Kokainpupillen und einen winzigen Schnurrbart. Beide beobachteten Marc mit zusammengekniffenen Lidern. Es war ungemütlich.

„Und nun wollen wir uns ansehen, wer du bist", sagte Micky Cachout trocken. „Zum Elendshaufen unserer ortsansässigen Polizei jedenfalls gehörst du nicht."

Marc hatte geahnt, daß ihm der „König der Taschendiebe" nicht ohne Grund liebevoll um den Hals gefallen war. Jetzt hielt er seinen Paß in der Hand.

Gemächlich blätterte er ihn durch. „Aha, Monsieur Marc de Lima", brummelte er vor sich hin. „Sieht ein bißchen gefälscht aus."

Mit einer leichten Verbeugung nahm Marc die Papiere wieder entgegen. „Nichts geht über einen Menschen, der sich mit Schwachsinn tarnt", sagte er

Bitte umblättern

SIE und ER • SIE und ER • SIE und ER



In „Das Leben beginnt um acht" kommt uns O. E. als Weihnachtsmann.

Gelegenheitsjob: Weihnachtsmann

Unter der Regie von Michael Kehlmann, dem vom Fernsehen zum Film abgewanderten Regisseur, dreht O. E Hasse den Film „Das Leben beginnt um acht". Er spielt darin einen heruntergekommenen Schauspieler, der sich für ein paar Pfennig als Weihnachtsmann in einem großen Kaufhaus verdingen muß. Trotz der friedlichen weihnachtlichen Dekoration nimmt O. E. im Film ein tragisches Ende: Laut Drehbuch verübt Weihnachtsmann Hasse Selbstmord.

Mehr Dichtung als Wahrheit

Noch nicht einmal ein Dementi wert fand „My fair Lady"-Star Karin Hübner das Gerücht, wonach sie den Schauspieler Günter Pfitzmann zu ehelichen gedenke. Um diese Ente auch richtig fett zu machen, hatte man ihr überdies noch ein herziges Kindlein angedichtet, das sie angeblich von Günter erwarten solle. Da Karin aber, was Gerüchte betrifft, schon einigen Kummer gewohnt ist, konnte ihr diese Mär nur ein müdes Lächeln abringen: „Wenn alles stimmen würde, was die Leute so reden", meinte Karin dazu gelangweilt, „dann wäre dies bereits meine fünfte Ehe und mein zwölftes Kind!"



Sie ist weder verlobt, noch verheiratet, noch zukünftige Mama: Karin Hübner.

Adieu, Baby!

Prinzessin Ira von Hohenlohe, jetzige Madame Pignatari, erwägt ernsthaft, sich von dem brasilianischen Playboy Baby Pignatari scheiden zu lassen. Dies erklärte in Venedig der Graf Marcello Jacopo, der sich als guter Freund von Ira ausgibt. Als man darauf begann, eine neue Romanze zwischen Ira und dem Grafen zu wittern, erklärte Jacopo, die Prinzessin strebe eine Aussöhnung mit ihrem ersten Mann, Fürst Alfonso zu Hohenlohe, an, um ihre beiden Söhne Christoforo und Umberto wiederzusehen.

Kulissengeflüster

Gregory Peck sagte zu einer kapriziösen Nachwuchsschauspielerin ganz unvermittelt: „Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen jetzt einen Kuß gäbe?" — „Für jeden Kuß bekämen Sie eine Ohrfeige!" erwiderte das Mädchen energisch. „Okay", nickte Gregory Peck, den viele den ältesten Lausbuben von Hollywood nennen, „ich bin einverstanden. Aber wer von uns beiden fängt an?"

Geschmacksverirrung

Bei den Aufnahmearbeiten zu dem Film „Auf Wiedersehen" erschien der sparsame CCC-Boß Artur Brauner just in dem Augenblick im Atelier, als man gerade die Szenen zu einem großen Trinkgelage drehte, bei dem die Komparsen gefärbtes Wasser als Whisky schlürften. Als Atze sah, wie die Mitwirkenden von Minute zu Minute lustiger wurden, machte er sich darüber seine eigenen Gedanken. Mißtrauisch griff er nach der nächsten Flasche, nahm einen tüchtigen Schluck und fing an zu spucken. Denn ausgerechnet diese Flasche hatte eine Garderobiere stehen gelassen: Sie enthielt Fleckenwasser ...



Die Brieftasche ist weg: Rühmann schmunzelt.

Rühmann will nicht

In der Geiselgasteiger Villa von Heinz Rühmann erschienen dieser Tage zwei Amerikaner. Es waren Hollywood-Regisseur Joshua Logan, der sich mit den Filmen „Picknick", „Bus-Stop" und „South Pacific" einen Namen gemacht hat, und der Broadway-Produzent Edward Padula. Mit großer Beredsamkeit und diskret gezücktem Scheckbuch versuchten sie, Heinz Rühmann für eine Theaterrolle am Broadway zu gewinnen. Aber Rühmann ließ den Redestrom der beiden gelassen und mit charmantem Schmunzeln über sich ergehen und sagte dann in fließendem Englisch: „No!" Er zieht es vor, in dem seinem Haus benachbarten Atelier die Hauptrolle in „Max der Taschendieb", zu spielen.

Der Frack des Nobelpreisträgers

Als der König von Schweden im vergangenen Jahr den Nobelpreis für Physik an Professor Glaser überreichte, machte er eine anerkennende Bemerkung, daß mit diesem Gelehrten nun schon zum zehnten Male ein Mitglied der Berkeley-Universität den Preis erhalten habe. Prof. Glaser erwiderte, er werde seinen Kollegen die Anschaffung eines Nobelpreisfracks vorschlagen, der dann jährlich wieder Verwendung finden könne. Da auch in diesem Jahr sich wiederum ein Professor aus Berkeley unter den Preisträgern befindet, Melville Calvin, wartet man in Stockholm gespannt darauf, ob Glaser seinen damaligen Vorschlag in die Tat umgesetzt hat.

DER MANN MIT DER WEISSEN NELKE

Fortsetzung von Seite 55

warm. „Auf diese Weise stellt er den Erfolg übers Ansehen und die Klugheit über die Eitelkeit!"

Micky Cachout zwinkerte. „Ich freue mich, daß Verbrecher mit Lebensweisheit noch nicht ganz ausgestorben zu sein scheinen", sagte er. „Nun, Monsieur, geben Sie Ihre Vorstellung!"

Marc de Lima griff lässig in die Tasche. Er holte eine goldene Taschenuhr mit einer langen Platinkette hervor. Wortlos reichte er sie Micky Cachout.

Der greise Taschendieb griff danach und kicherte. Dann montierte er die Zwiebel in seine Westentasche zurück. „Ich bin zu überheblich geworden unter all diesen gewalttätigen Dilettanten hier", sagte er gutgelaunt. „Tatsächlich, ich habe nicht gemerkt, daß Sie mir die Uhr geklaut haben!"

Marc zuckte die Achseln. „Auch während der Umarmung", sagte er bescheiden. Sie ergriffen die Gläser, stießen an und tranken. Anschließend wies Micky Cachout auf die vier finsteren Gestalten jenseits des breiten Lesetisches.

„Ich wünschte, einer dieser popeligen Bizepskracher hätte solches Gold in den Fingern", sagte er. „Andern das Nasenbein brechen oder vulgäre Löcher in den Wanst knallen, das bringen sie fertig. Aber mit Psychologie und Feingefühl vorgehen? Nein, Monsieur, in der guten, alten Unterwelt stirbt einfach die Kultur aus ..."

Marc de Lima nickte. „Auch hier erweist sich das Schießpulver als Ruin der Menschheit", sagte er tiefsinnig.

„Wenn diese Burschen nicht ihre Mädchen hätten, müßten sie längst was Anständiges arbeiten", fuhr der „König der Taschendiebe" ärgerlich fort. „Unsereiner hat früher trainiert, sich die Idiotenmasche zugelegt, um als unzurechnungsfähig zu gelten ... Was glauben Sie, Monsieur, wieviel Jahre Zuchthaus mir das erspart hat! Heutzutage protzen sie so lange vor sich hin, bis der Kopf ab ist. Statt daß sie ihn asozial strapazieren!"

Die Gangster glotzten mit einemmal ziemlich mickerig vor sich hin. Sie kauten an der Unterlippe, Oberlippe, Schnurrbart und einer dumpfen Erbitterung.

„Abhauen!" schrie Micky Cachout plötzlich. „'raus!"

Sie trotteten davon, mit gehässigen Blicken und knirschenden Flüchen. Eine Tür schlug zu. Der Taschendieb atmete auf. Er holte zwei große Kognakschwenker vom Tisch und füllte sie mit einem delikaten Tropfen Napoleon.

„So", sagte er dann. „Und jetzt verraten Sie mal, was Sie wirklich von mir wollen, Monsieur."

Marc nahm sein Glas. Er fragte gerade heraus: „Wer ist der »Mann mit der runden Hand«?"

Micky Cachouts Gesicht wurde starr. „Sind Sie doch ein Polyp?" fragte er.

„Nein", sagte Marc. „Ehrenwort!"

„Was wollen Sie vom »Mann mit der runden Hand«?"

„Ihm einige Informationen aus der Nase ziehen", sagte Marc. „Über 'n Mann mit der weißen Nelke. Ich könnte mir denken, daß auch Sie diesen Kerl zum Teufel wünschen. Er hat die ganze Côte d'Azur durcheinandergebracht. So ein Gentlemanverbrecher mit Publicity macht aus der Polizei einen Hornissenschwarm. Sie sticht nach allen Seiten, und mancher ortsansässige Gauner muß dran glauben. Helfen Sie mir, den Burschen zu schnappen."

Der Taschendieb wiegte den Kopf. „Versprechen Sie mir, den Greifern gegenüber dichtzuhalten?" fragte er.

„Ich verspreche es Ihnen", sagte Marc.

Micky Cachout seufzte ein wenig. „Ist Ihnen nicht die Ähnlichkeit zwischen den Namen »Mann mit der

weißen Nelke« und »Mann mit der runden Hand« aufgefallen, Monsieur de Lima?"

Marc nickte. „Das »Mann mit« sprang mir sofort in die Augen. Es läßt an gewisse Zusammenhänge denken: an einen Verbrecher-Klub etwa, wo jedes Mitglied ein anderer Mann mit irgendwas ist."

Micky Cachout richtete sich auf. „Sie haben recht, völlig recht", sagte er eifrig. „Kurz nach dem Krieg war in Paris viel die Rede davon. Fünf solche Männer soll es gegeben haben. Fox Donahue war damals schon bekannt. Einer mußte ja den Hehler spielen und die Verbindung nach außen halten."

„Fox Donahue?"

„Das ist Ihr »Mann mit der runden Hand«", sagte der Taschendieb. „Er bewohnt ein mächtiges Landhaus an der Grande Corniche. Jules Potentu, der ermordete Maler aus Saint-Tropez, gehörte mit zum Quintett, als »Mann mit dem Schliff«. Er hat seit jeher das Diebesgut kaschiert und umgearbeitet."

„Kennen Sie noch jemand?" drängte Marc.

„Nur einen", sagte Micky Cachout. „Er hieß Coco Brunnier und hat sich später nach Südamerika abgesetzt. Ein Bandengangster vom Typ John Dillinger. Der »Mann mit der Keule« wurde er genannt. Hat außerdem in Rauschgift gemacht ..."

Coco Brunnier! Marc de Lima erinnerte sich: Kapstadt, der Frachter „Farewell". Keiner kam an das versteckte Heroin heran. Wo mochte es verborgen sein. Marc ließ sich als Steward anheuern ... Er lotste den Kahn der Polizei in die Hände. Und Coco Brunnier ins Zuchthaus!

Ob ihm deshalb der „Mann mit der weißen Nelke" geraubten Schmuck untergeschoben und die Täterschaft aufzuhalsen versucht hatte? Sollte nun er, Marc, auf diese Weise dafür büßen, daß ein anderes Mitglied des Verbrecher-Klubs, eben Coco Brunnier, von ihm einmal hereingelegt worden war?

Er sprang auf. „Ich danke Ihnen, Micky", sagte er. „Und wenn ich etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich wissen."

Der „König der Taschendiebe" erhob sich ebenfalls. „Passen Sie lieber auf Ihren Kopf auf", sagte er ernst.

*

Marc de Lima sah sich vor. Den ganzen nächsten Tag über, es war der 14. April 1956, plante er an seinem nächsten Schritt, dem Besuch bei Fox Donahue, dem „Mann mit der runden Hand".

Dabei war ihm eines klar: Ohne Druck würde er kein Sterbenswörtchen über den „Mann mit der weißen Nelke" erfahren. Der Gangster mußte viel zu gerissen sein, um sich aufs Glatteis locken zu lassen und dann auszurutschen. Von Anfang an war er als Hehler und zweifelhafter Geschäftsmann offen aufgetreten. So manchen Strauß mit der Polizei würde er bereits hinter sich gebracht haben — und zwar erfolgreich, sonst prangte er längst nicht mehr als Exportkaufmann, Besitzer einer Kette von Barbetrieben und als Filmproduzent in den Telefonbüchern der Côte d'Azur.

Marc würde noch listiger und noch raffinierter vorgehen müssen. »Redlichkeit imponiert halt Gaunern nicht«, dachte er.

Marc de Lima lieh sich für gutes Geld einen klapprigen Deux-Chevaux und zog die älteste Segelkombination an, die er finden konnte. Dann ratterte er die Grande Corniche hinan. In

Bitte umblättern



Fortsetzung von Seite 57

aller Gemütsruhe. Bis er Fox Donahues Besitztum vor sich liegen sah.

Es war ein weites Areal, das sich über den Hang bis hin zu den steilen Küstenfelsen erstreckte. Inmitten gepflegter Hecken und bizarrer Bäume lag eine Art wildgewordener Bungalow mit flachem Dach, phantastischen Innenhöfen und einer Unmenge verschachtelter Terrassen.

Marc suchte eine Ausbuchtung am Straßenrand und parkte den Wagen. Vorsichtig stieg er aus. Das Anwesen war von einer knapp anderthalb Meter hohen Mauer eingeschlossen, ein Hindernis, das er nicht ernst zu nehmen brauchte. Auf Hunde oder Alarmanlagen deutete nichts hin.

Marc de Lima mimte den Landschaftsbegeisterten. Dabei interessierte ihn weniger die wirklich atemraubend schöne Aussicht aufs Meer als vielmehr die Lage der Fenster und bogenförmigen Türen, durch die er in der kommenden Nacht einbrechen würde. Denn einbrechen mußte er. Und er traute sich zu, bei dieser Gelegenheit Belastungsmaterial genug gegen Donahue aufzutreiben, um ihn einer Auskunft über den „Mann mit der weißen Nelke" geneigter zu stimmen.

Marc kehrte zum Auto zurück. In seinen Vorstellungen formte sich bereits ein Feldzugsplan. Er konzentrierte sich aufs Arbeitszimmer und auf den Safe des Hausherrn. Sicher hatte dieser keine Vorsichtsmaßnahme versäumt.

Aber Donahue kannte nicht Ted Warners Methode! Nein, Ted Warners Methode war Marcs Geheimnis — und ein Stück Erinnerung an seine oft viel bewegte Vergangenheit dazu. An die USA, an die Zeit, kurz nachdem er aus dem PW-Camp bei Miami ausgebrochen war, um ein Abenteurerleben zu beginnen!

Der Deux-Chevaux rollte wieder über die Grande Corniche, diesmal zurück in Richtung Nizza. Hinter der Windschutzscheibe war Marc de Limas Gesicht ein wenig abwesend, fast verträumt.

Ted Warner — ein hoch aufgeschossener, fünfundzwanzigjähriger Bursche mit semmelblondem Haar und großen Händen. Ein technisches Genie. Er hatte Marc den ersten falschen Paß besorgt, an den Docks von New York. Dafür sollte ihm Marc helfen, neuartiges und von ihm selbst gefertigtes Einbrecherwerkzeug zu testen. Viel zu gutes Einbrecherwerkzeug!

Marc de Lima hatte dafür gesorgt, daß es nicht soweit kam. Dafür wurde Ted Warner Ingenieur. Bei der US-Army. „Hoffentlich baut er nicht inzwischen Atombomben", murmelte Marc.

*

Der Gedanke an Hunde auf Fox Donahues Grundstück ließ Marc de Lima doch keine Ruhe

Also rief er dessen Nummer an und unterbreitete ein Sonderangebot für prima Hundekuchen. Der Butler am anderen Ende der Leitung bemerkte, daß es im Haus nur Zweibeiner zu ernähren gäbe, und solange diese keinen abwegigen Appetit entwickelten, sei eine Annahme der freundlichen Offerte wohl kaum sinnvoll und wirtschaftlich.

Mehr wollte Marc gar nicht wissen. Erleichtert hängte er ein.

*

Gegen zehn Uhr abends war es soweit.

Marc de Lima betrat den Schlafraum Sam Stylers auf der „Albatros", der Jacht, die ihm der amerikanische Hosenträgerproduzent für den Aufenthalt an der Côte d'Azur zur Verfügung gestellt hatte. Er schraubte ein Brett von der Koje los. Dahinter lagen neben einigen anderen abenteuerlichen Gegenständen ein Paar braune Zwirnhandschuhe und ein schmales, etwa vierzig Zentimeter langes Lederetui. Marc nahm beides an sich. Dann verschloß er das Versteck wieder.

Trotz seines wenig vornehmen Vorhabens wählte er den Smoking als Kleidung, um während der Nacht gesellschaftlich beweglich zu sein. Die Tasche mit Ted Warners Einbrecherwerkzeug befestigte er am rechten Oberschenkel. Dabei wünschte er sich selbst alles Gute. „Parbleu!"

Als Marc die „Albatros" verließ, hatte sich der Himmel bezogen. Vom Meer her wehte ein spitzer Wind. Einige Tropfen fielen bereits, bald würde es stärker regnen.

Auf dem Kai parkte ein zitronengelber MG. Marc hatte sich ihn nach Einbruch der Dunkelheit aus der Innenstadt geholt, ohne daß es der Besitzer ahnte. Bei solchen Extratouren bewährte sich ein „geliehener" Wagen immer. Man mußte ihn am nächsten Morgen nur an die alte Stelle zurückfahren. Dafür entging man der Gefahr, übers Nummernschild entdeckt zu werden.

Er kletterte hinters Steuer. Auf dem Nebensitz lagen sein schwarzer Regenmantel und eine dunkelblaue Baskenmütze. Das Lederetui am Oberschenkel saß fest. Die braunen Zwirnhandschuhe steckten in der Innentasche des Smokings. Voilà!

Marc startete.

*

Fox Donahues Haus an der Grande Corniche strahlte aus allen Breitwandfenstern. An der Ausfahrt stauten sich luxuriöse Wagen. Musik schallte durch den nächtlichen Park. Ein Fest war im Gange.

Marc de Lima liebte schnelle Entschlüsse. Sobald er unter den Autos Jonny MacKays wohlbekannten grauen Chrysler entdeckt hatte, bog auch er auf den Parkplatz ein. Er hielt. Gelassen stieg er aus und schlenderte die geteerte Rampe entlang bis zur Haustür. Er läutete.

Ein Butler öffnete.

„Ich möchte Monsieur MacKay sprechen", sagte Marc.

Der Diener ließ ihn wortlos eintreten. Es war ein breitschultriger Mann mit weißem Gesicht. In seinem Blick lauerte versteckte Gewalttätigkeit. „Einen Augenblick, Monsieur", sagte er. „Ich werde Mr. MacKay verständigen."

„Bitte." Marc de Lima sah sich in der Halle um.

Sie war eine einzige Sinfonie aus weißen Wänden, gelacktem Naturholz und Schmiedeeisen. Jedem ehrgeizigen Innenarchitekten mußte sie den Atem verschlagen.

„Hallo, Marc!" Jonny MacKay, im nachtblauen Smoking und eine Zigarette im Mundwinkel, kam herangebummelt. Er grinste übers sonnenbraune, ein wenig aufgeschwemmte Gesicht.

„Hallo, Jonny", sagte Marc. „Hast du nicht heute Geburtstag? Jedenfalls möchte ich dir gratulieren . . ."

Jonny MacKay lachte. „Alter Schwindler", sagte er. „Entweder willst du mich anpumpen oder die Hauptrolle im nächsten Film, den Fox Donahue und ich finanzieren werden." Er schob Marc quer durch die Halle auf eine Terrasse zu.

Stimmengewirr, Lachen und Gläserklirren schlugen ihnen entgegen. Ein Plattenspieler hämmerte Rhythmen ins Halbdunkel. Zwischen den Tischen tanzte ein fülliges Mädchen, mit tiefem Ausschnitt und hochgerafftem Abendkleid.

„Ich wußte gar nicht, daß du mit Donahue Geschäfte machst", sagte Marc.

„Ich auch nicht", sagte Jonny MacKay. „Das ist Sache meiner Sekretäre. Anscheinend hat Donahue genügend Sicherheiten geboten. Gegen Mittag rief er mich an, dankte für mein Entgegenkommen und lud uns für heute abend ein."

„Uns?"

Jonny MacKay lachte wieder. „Wenn schon, durfte ich ihm Lorraine, Phips Blake und Olly Nash nicht ersparen", sagte er. „Diana Styler ist ebenfalls hier. Und deine Comtesse de Savanne!"

„Was heißt meine", sagte Marc lächelnd. „Auf diesem Ohr hör' ich erst Zukunftsmusik!"

Sie wandten sich durch eine andere Tür ins Haus zurück. Hinter ihnen, vom Meer her, zog die Regenfront heran. Das Durcheinander, das bei den ersten Tropfen durch die Party fegen würde, mußte Marc für sein Vorhaben ausnützen . . .

Sie betraten eine improvisierte Bar.

„Nein, so was: Marc!" rief die schwarzhaarige Lorraine von einem der Hocker aus. „Keine Feier ohne Freier."

„Salut, du Traum meiner Sehnsucht", sagte Marc. Er nahm sich einen Whisky.

„Das solltest du Diana nicht hören lassen, Marc", sagte Olly Nash. „Sie sucht dich schon den ganzen Tag."

„Prost, Olly", sagte Marc.

Der glatzköpfige Amerikaner hockte zwischen zwei exotisch aufgemachten Mädchen. Er tätschelte ihnen Arme und Beine. Sie ließen es sich träge gefallen.

„Gleich ist ein Herzinfarkt fällig", sagte Jonny MacKay.

„Nicht bei mir", beteuerte Olly Nash. „Mix mal 'nen Cocktail, Marc!"

Der dünne, jungenhafte Phips Blake tauchte am andern Ende der Theke aus einer stürmischen Umarmung. Sein grünliches Gesicht war mit Lippenstift verschmiert.

Marc de Lima winkte ab. „Wie ich sehe, seid ihr alle voll beschäftigt. Wenn ich noch mitmische, gibt's eine Überhitzung — der Konjunktur. Die Folge wäre allgemeine Depression. Unverantwortlich!" Er schritt gelassen weiter.

In einem riesenhaften Herrenzimmer voller Mahagoni, Leder und Stahl traf Marc de Lima Comtesse Louise de Savanne. Sie hielt ein hohes Glas in der Hand und plauderte mit James Flamboyd.

„Louise!"

Die schöne Frau blickte auf. „Marc, du?" fragte sie.

„Sozusagen auf der Durchreise", lächelte Marc. „Ich will wirklich nicht stören."

James Flamboyd sprang aus dem Sessel. „Stören? Nicht doch, Marc."

Er war groß und schmalhüftig. Trotzdem wirkte er ein wenig linkisch. Über sein ausgeprägtes, starkknochiges Gesicht huschte ein Anflug von Verlegenheit.

„Aber, James", sagte Marc. „Es wäre recht beschämend für Comtesse de Savanne, wenn ich keine Konkurrenz hätte!"

Louise blinzelte Marc zu. „Hab' ich auch Konkurrenz bei dir?" fragte sie.

Marc verbeugte sich galant. „Da in Zwangslagen Notlügen bekanntlich erlaubt sind, antworte ich mit einem überzeugenden Nein", sagte er. Sie lachten. „Setz dich zu uns, Marc", sagte die Comtesse.

Er schüttelte den Kopf. „Als dritter Mann fühlt man sich immer deprimiert", sagte er. „Ich möchte das Monsieur Flamboyd nicht antun."

„Es käme auf einen Versuch an", sagte James Flamboyd in einer Aufwallung von Energie. „Und mehr als den Einsatz kann man nie verlieren."

„Sie alter Spieler", sagte Marc. „Auf diesem Gebiet haben Sie zuviel Erfahrung für mich."

Comtesse de Savanne runzelte die Stirn. „Es ist beinahe unheimlich, wie geschickt du dich zu drücken verstehst", sagte sie verschmitzt. „Möglicherweise hast du noch etwas anderes vor?"

James Flamboyd grinste schadenfroh. „Ein Rendezvous", sagte er. „Ja, Marc?" fragte Louise.

„Unsinn", sagte Marc.

„Oh, schon wieder eine Notlüge", sagte Flamboyd.

*

Eine halbe Stunde später wußte Marc de Lima, wo das Arbeitszimmer von Fox Donahue lag. Als es zu regnen begann und der erwartete Trubel einsetzte, schlüpfte er durch die Tür in den dämmrigen Raum, dessen Fenster von dicken Portieren verdeckt waren und den eine Ampel notdürftig erhellte.

Marc blickte sich um.

Ihm gegenüber stand ein breiter Diplomatenschreibtisch aus massiver Eiche. An der Mauer dahinter hing ein mittelgroßes Bild. Es stellte die Kreidefelsen von Dover dar. Am Ende der Wand befand sich eine zweite Tür.

Sonst waren Teppiche Trumpf. Kreuz und quer und übereinander und nebeneinander bedeckten sie den Parkettboden. Zusammen mit dem Klubgestühl aus hellem Boxcalf verliehen sie dem Raum den Anstrich unerschütterlicher Solidität.

Marc trat vor das Gemälde. Wenn es in diesem Zimmer einen Safe gab, dann dort dahinter. Landschaftsdarstellungen und Madonnenporträts waren eine bewährte Tarnung. Ein Blick mußte gewagt werden.

Er griff nach dem Rahmen.

„Sie sind Kunstliebhaber, Monsieur de Lima?" fragte in diesem Augenblick eine Stimme hinter seinem Rükken.

Marc zuckte zusammen. Obwohl er Fox Donahue nicht kannte, wußte er doch, daß er es war, der gesprochen hatte. Das stählerne Singen in den Worten und die überdeutliche Aussprache verrieten es.

Langsam wandte sich Marc um. „Es kommt auf die Kunst an", sagte er. „Und auf das, was sie verbirgt."

„Ach", sagte Donahue. Er stand inmitten des Raumes: eine breite, muskulöse Gestalt in einem Gesellschaftsanzug mit zu stark wattierten Schultern. Das Haar hellbraun, das Gesicht gerötet. Die Augen schwammen zwischen Blaßblau und Gelb.

„Ihre »Kreidefelsen von Dover« zum Beispiel sind im Stil sehr alltäglich", fuhr Marc im Plauderton fort. „Dennoch dürfte manches dahinterstecken."

Fox Donahue nickte. „Ich verstehe", sagte er.

„Vielleicht nicht ganz", sagte Marc. „Ihre Angelegenheiten sind mir gleichgültig. Ich möchte nur einige Informationen, ohne jedes Risiko für Sie."

„Sorry", sagte Donahue.

Marc de Lima zuckte die Achseln. „Dann bleiben wir bei der Kunst", sagte er. „Was halten Sie von den Arbeiten eines gewissen Jules Potentu aus Saint-Tropez? Leider lebt der Maler nicht mehr . . ."

Fox Donahue verzog keine Miene. „Um einen Rauschgiftsüchtigen ist es nicht schade", sagte er kalt. „Daß er den Schmuck umarbeitete, den der »Mann mit der weißen Nelke« stahl, wissen Sie und weiß die Polizei. Also, was wollen Sie?"

„Sie kennen diesen »Mann mit der weißen Nelke«", sagte Marc.

„Sie auch", sagte der Gangster.

Marc biß die Zähne zusammen. „Vielleicht wäre es besser, mir seinen Namen zu nennen", sagte er. „Ehe Sie Jules Potentu ins Grab folgen."

„Es wird auf alle Fälle nach Ihnen sein", sagte Fox Donahue. „Ein alter Freund von mir besteht nämlich darauf, Sie wiederzusehen. Er heißt Coco Brunnier. Aus Kapstadt. Wir nannten ihn immer nur den »Mann mit der Keule« . . ."

Durch die Tür hinter dem Schreibtisch trat der Butler. Er hielt eine Pistole in der Rechten.

„Kümmere dich um Monsieur de Lima", sagte Fox Donahue zu ihm. „Die Männer warten vor dem Hinterausgang."

Fortsetzung folgt





Karl Angermeyer:

Von ihrer Heimat am Elbufer fuhren die Hamburger Brüder Angermeyer vor einem Vierteljahrhundert zu den Galapagos-Inseln im Stillen Ozean. Sie fanden ein Paradies, aber ein Paradies voller Abenteuer und Gefahren. Peter Heim besuchte die Angermeyers auf der Insel Santa Cruz und zeichnete ihre ungewöhnliche Lebensgeschichte auf.

Was Beine hatte auf Santa Cruz, war dabei, als die „Mimi" ins Wasser rauschte. Die Insel hatte ihr erstes seetüchtiges Boot, ein Angermeyer-Boot. Monatelang hatten wir daran gebaut, hatten Matazanaholz zu einem Kiel verarbeitet, hatten Planken über Wasserdampf gebogen, hatten schließlich das ganze Boot mit Haifischöl abgedichtet ... Wir besaßen wieder ein Schiff. Nun konnten wir darangehen die Schildkröteninseln zu erforschen ..

*

Das Schiff schaukelte sanft in der Dünung der Academy-Bay. Unser Schiff! Wir fühlten uns wie die Könige. Es gab jetzt nur eine einzige Diskussion: die erste große Fahrt, unsere erste Expedition, der erste Vorstoß der Angermeyers in die Terra incognita der Galapagos ...

„Zuerst fahren wir 'rüber in die Conway-Bucht", schlug ich vor. Ich hatte nun mal einen unausrottbaren Hang zur Piratenromantik. Daher wurden meine Pläne von den Brüdern meist mit äußerster Vorsicht aufgenommen. Sie machten auch jetzt saure Gesichter.

„Wieso? Hast wieder einen ollen Piraten auf Lager, was?" erkundigte sich Gusch vorsichtig.

„Klar. Wilhelm Dampier. Der hat in der Conway-Bucht seine ganzen Schätze verteilt. Muß 'ne ordentliche

Ich fand mein Glück als Robinson

Ein Boot „Made by Angermeyer". Als Schiffsbauer genießen die Brüder auf ganz Galapagos guten Ruf. Das Prunkstück gehört Fritz — ein Boot aus eisenhartem Matazanaholz.

Menge gewesen sein. Dampier war sehr fleißig."

Und ich erzählte ihnen die Geschichte Dampiers. Sie saßen stumm, abenteuerliche Figuren, selbst halbe Piraten. Ihre Strauchritteraufmachung hätte jedem Hollywoodproduzenten Freudentränen entlockt. Zerfetzte Shorts, nackte Oberkörper, Sandalen aus Ziegenleder, Seemannsbärte und verfilztes Haar. Das Messer stak im Gürtel. Wind und Sonne hatten die Haut zu Leder gegerbt, an den Sohlen und Händen waren die Schwielen zu einem Panzer gewachsen. Wir waren nie sehr schmächtig gewesen, aber die Arbeit der letzten Wochen hatte uns auf Schwergewichtsformat getrimmt.

Gusch machte es nichts aus, sich einen Techosastamm von zehn Meter Länge aufzuschultern. Fritz spielte mit den schwersten Lavabrocken wie mit Kieseln und ich selbst war manchmal überrascht, was ich meinen Knochen alles zumuten konnte.

So hockten sie um mich herum, mit aufmerksamen, glänzenden Augen. Denn im Herzen waren wir wohl noch dieselben Kindsköpfe geblieben ... Und ich erzählte ihnen von Dampier, meinem Lieblingspiraten, dem Mann, der Robinson Crusoe aufgelesen hatte.

Dampier gehörte zu jenem skrupellosen, verwegenen Haufen von Seefahrern, die ab Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich damit beschäftigten, den Spaniern die Schätze ihrer südamerikanischen Entdeckungen abzujagen. Ein ebenso gefährliches wie einträgliches Geschäft. Die Galeonen waren schwer bewaffnet, fuhren nur im Konvoi, bewacht von Kriegsschiffen, aber wenn eine Kaperung gelang, dann hatte sich die Sache zumindest auch gelohnt. Die Gold- und Silberminen der spanischen Kolonien schienen unerschöpflich. Ein steter Strom wurde über den Atlantik nach Spanien gepumpt, und die Piraten — meist mit Lizenzen ihrer Regierungen ausgestattet — fühlten sich im Recht, diesen Reichtum auf ihre Art anzuzapfen. Schließlich hatte Spanien jeden Handel, jeden Kontakt seiner überseeischen Besitzungen mit anderen europäischen Nationen verboten.

Die Galapagos waren eine ideale Operationsbasis. In den abgelegenen, schwer auffindbaren Buchten konnten sie ihre Schiffe überholen, sich zur Attacke sammeln, Frischwasser und Schildkröten an Bord nehmen. Von hier konnten sie — Franzosen, Engländer, Holländer — die spanischen Niederlassungen von Guyaquil bis hinunter nach Peru überfallen, plündern, Geiseln festnehmen, Lösegeld fordern.

Sir Francis Drake war der erste der großen Freibeuter, die nun jahrhundertlang Schrecken, Panik und Furcht an der südamerikanischen Küste verbreiten sollten. Als er nach Hause kam, brachte er Königin Elisabeth Schätze im Wert von 800 000 Goldpesos mit. Nebenbei hatte er als zweiter die Welt umsegelt.

Ein Verwandter von ihm, der Korsar Hawkins, hatte Pech. Kurz nach dem Auslaufen von den Galapagos stellten ihn drei spanische Kriegsschiffe. Hawkins ergab sich unter der Bedingung, daß man ihm das Leben schenkte. Die Inquisitionsgerichte in Lima interessierte das wenig. Sie verurteilten ihn zum Tode durch den Scheiterhaufen. Trotzdem konnte Hawkins seine Haut retten. Der Kapitän, der Hawkins geschnappt hatte, Don Beltran de Castro, war ein echter Spanier. Schließlich hatte er sein Wort als Caballero verpfändet. Also appellierte er an den König. Und siehe da: Hawkins wurde wieder in die Freiheit gesetzt.

So ging das weiter: Roger Woods, Edgar Davis, Linoel Wafer — die ganze wilde Meute, deren Moral die schwarze Flagge am Topp bedeutete und deren Devise in Angriff, Erpressung, Totschlag und Raub bestand —, sie alle liefen die Galapagos an.

Ihre Namen und die Namen ihrer Schiffe sind noch heute an den Lavafelsen der Buchten eingeritzt. Mein Freund Dampier lernte sein Handwerk bei Bartholome Sharp. Sie attackierten mit vier Schiffen und dreihundert Flibustier die Stadt Guayaquil, eroberten sie, erbeuteten Schmuck, Gold und Edelsteine im Wert von 90 000 Pesos. Da ihm das nicht genügte, nahm Sharp 500 Spanier gefangen und verlangte ein Lösegeld von einer weiteren Million. Als er mit seinen Schiffen und den Geiseln abfuhr, stand die halbe Stadt in Flammen. In dem allgemeinen Chaos hatte eine Öllampe ein Arsenal entzündet. Die Holzhäuser von Guayaquil brannten wie Zunder. Für das Lösegeld hatte Sharp eine Frist von vierzehn Tagen gestellt. Nach der ersten Woche sandte er gewissermaßen als Visitenkarte und freundliche Mahnung den abgehauenen Kopf eines Offiziers in die Stadt. — Das war Sharp.

Dampier hielt von diesen Methoden nicht allzuviel. Die Seeräuberei bedeutete ihm weniger, ihn trieb die Sehnsucht nach Abenteuern. Er war Pirat, aber auch Schriftsteller, Kartograf und Naturwissenschaftler. Seine Aufzeichnungen und Beobachtungen nötigen auch heute noch Bewunderung ab. Mit seinem Schiff „Bachelors Delight" — „Die Freude eines Junggesellen" — ging er zum zweitenmal am 31. Mai 1684 in der Conway-Bucht vor Anker, um die Beute seiner Raubzüge zu verteilen.

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 61

Die Galapagos scheinen Dampier keine Ruhe gelassen zu haben. Im Juni 1685 ist er schon wieder auf den Inseln. Im Oktober 1687 versorgt er sich mit Frischwasser und lebenden Schildkröten. Nebenbei entstehen die ersten Seekarten des Archipels, und als Dampier nach England zurückkehrt, erfährt Europa zum erstenmal von der geheimnisvollen Inselwelt im Pazifik mit ihren Riesenschildkröten, den Iguanas und feuerspeienden Vulkanen.

Dann läßt sich Dampier einige Jahre Zeit. Aber am 2. August 1707 ist er in Bristol, wo reiche Kaufleute ein neues Piratenunternehmen organisieren. Die Flotte besteht aus den beiden Fregatten „Duke" und „Duchess". Sie wird dem Kommando des berühmten Kapitän Roger Woods unterstellt. Dampier geht als Steuermann, Navigator und Kartograf an Bord der „Duke".

Im selben Jahr noch umrunden die Schiffe Kap Hoorn und nähern sich der Insel Juan Fernandez, um dort Anker zu werfen. Was ist das dort — am Strand? Das ist doch ein Mensch! Und die Juan Fernandez gilt als unbewohnt. Dampier nimmt sein Fernrohr hoch, sieht eine schreiende, in Ziegenfelle gehüllte Gestalt über den Strand laufen. Ein Eingeborener? Nein — ein Weißer, das ist ein Weißer!

Er befiehlt, ein Boot zu Wasser zu lassen. Der Mann am Strand fällt dem ersten Piraten um den Hals. Er ist völlig verstört, stammelt unartikulierte Laute. Erst nach Stunden geduldigen Befragens kehrt die Erinnerung an die Sprache zurück.

Was Dampier erfährt, wird noch Jahrhunderte später Millionen in Atem halten: Dieses unglückselige aufgeregte zitternde Bündel Mensch heißt Alexander Selkirk. Vier Jahre lang hatte Selkirk allein auf der Insel vegetiert, nachdem ihn der Piratenkapitän Stradling hier ausgesetzt hatte, vier Jahre in trostloser Einsamkeit, vier Jahre, in denen er nur auf sich und auf seinen Willen angewiesen war. Daniel Defoe wird dieses seltsame Schicksal beschreiben, und Millionen Jungen in allen Ländern werden das Buch auf dem Geburtstags- oder Weihnachtstisch finden, es mit heißen Köpfen verschlingen: Robinson Crusoe.

Nun, das war noch weit. Der Mann in Ziegenfellen, dieser Alexander Selkirk alias Robinson Crusoe, leistete Roger Woods und seinen Piraten gute Dienste. Das nächste Fahrtziel war Galapagos. Woods wollte seine Wassertanks auffüllen, ehe er zu jenem Unternehmen startete, das die Piraten anscheinend wie einer Zwangsvorstellung überfiel, sobald sie die Galapagos erreicht hatten: den Überfall auf die unglückselige Stadt Guayaquil.

Aber es war Mai und Trockenzeit. »Zu was haben wir unseren Höhlenmenschen?« sagte sich Dampier und setzte Selkirk an Land. »Soll er zeigen, was er kann.« Wie ein dressierter Suchhund lief Selkirk auch sofort los, und in kurzer Zeit hatte er eine kleine Quelle entdeckt.

Die „Zivilisationsmenschen" Dampier und Woods bestaunten ehrfürchtig seine Findigkeit und glaubten an ein Wunder. Sie dankten es ihm auf ihre Weise: Der arme Selkirk, der vier Jahre darauf angewiesen war, sich selbst sympathisch zu finden und darüber beinahe trübsinnig geworden war, konnte sich bei der Rückfahrt über Langeweile nicht beklagen. Seine Erretter sorgten für Abwechslung.

Sie steuerten schnurstracks nach Guayaquil, nahmen die Stadt mit viel Getümmel und Schlächterei.

Die armen Bürger von Guayaquil mußten wieder mal blechen. Sie gaben jedoch dem Besuch aus Bristol ein unliebsames Andenken mit: die Pest! Dabei hatte Rogers die Gefahr vorausgesehen, seine Piraten in die Kirchen einquartiert und strengstens verboten, die Gräber zu öffnen und zu plündern. In Guayaquil hatte nämlich kurz zuvor eine aus Europa eingeschleppte Pestepidemie gewütet. Vielleicht, daß sich einer seiner Leute doch an das Ausschaufeln eines Sarges gemacht hatte — jedenfalls: Bald glichen die beiden Fregatten schwimmenden Friedhöfen. Von den vierhundert Männern Roger Woods starben über hundert am „Teufelsfieber".

Die Piraten retteten sich wieder nach den Galapagos. Aber auch dort hatten sie nicht lange Ruhe. Don Pablo Alzamora y Ursino, „General des Südmeeres", schickte ihnen von Lima fünf Schiffe und 821 Mann auf den Hals. Im letzten Moment konnten sich Roger Woods und sein Haufen noch retten. Von ihm und von Dampier hörte man nichts mehr. In England verloren sich ihre Spuren. Alexander Selkirk aber ging als Robinson in die Geschichte ein.

Ich brachte meinen Brüdern also mit dem üblichen Schwung meine Dampier-Story. „Vielleicht entdecken wir verborgene Schätze", meinte ich. Sie blieben skeptisch. Schatzgeschichten gab es über die Galapagos wie Sand am Meer. Begreiflich. Beinahe alle großen Piraten waren einmal hier gewesen. Das ging so bis ins neunzehnte Jahrhundert. Sicher war auch das eine oder andere Versteck angelegt, aber gefunden — nein, gefunden wurde bisher nie etwas.

Meine Brüder zeigten wenig Sinn für diese Romantik. Ihnen ging es nicht um Gold, sondern um Salz. Um das Salz, das wir brauchten, um Fische einzupökeln, also um Stockfisch herzustellen. Salz — so hatte uns Lund gesagt — gab es in einem Krater auf Santiago. Dort wollten wir hin. Nebenbei sollte uns Santa Cruz zeigen, was es sonst noch zu bieten hatte.

Wir verproviantierten uns für drei Wochen mit Otoy, Bananen, Wasser, verstauten unsere selbstgenähten Schlafsäcke in der Kajüte der „Mimi" und nahmen den Anker hoch.

Das einzige, große Problem: „Wer paßt in der Zwischenzeit auf die Farm auf?", hatten wir auch gelöst. Die Lösung war rothaarig, zierlich und grauäugig, hieß Marga und stammte wie wir aus Deutschland. Marga war bereits drei Jahre vor uns nach den Galapagos gekommen. Als wir sie baten, ob sie sich inzwischen mal um die Farm „Dornröschen" nebst Inventar kümmern würde, sagte sie sofort zu. Für sie und ihre dreizehnjährige Tochter Carmen war das Leben in den Bergen eine willkommene Abwechslung. Weder Fritz noch ich konnten damals ahnen, was sich aus dieser Einladung noch alles entwickeln würde.

Es ging los!

Wir erreichten die Ausfahrt der Bucht und bekamen sofort eine steife Südwestbrise. Die „Mimi" flog nur so auf ihrem Kurs, sie nahm die See glatt, elegant und schneidig. Santiago, unser Ziel, lag gute sechzig Seemeilen entfernt. Drei Wochen hatten wir für die Reise berechnet, die Flauten und Windstillen mit eingerechnet.

„Seid bloß vorsichtig, Jungens", riet Käpt'n Lund vor der Ausfahrt. „Strömung und Flauten in dieser Gegend sind schlimmer als alles andere. Nehmt euch genügend Proviant mit. Und paßt auf mit dem Loten. Eure Karte taugt nichts, keine Karte über die Galapagos taugt was ..."

Bald stellte sich heraus, daß Lund recht hatte: Wir hätten sie genausogut zu Hause lassen können. Keine der angegebenen Wassertiefen stimmte, die wenigsten der gefährlichen Riffs waren eingezeichnet.

Wir segelten dicht unter der Küste von Santa Cruz. Nach einigen Stunden tauchten Steuerbord voraus zwei dunkle Formen aus der See.

„Halt drauf hin", befahl Papa Gusch. „Das sind die Las Plazzas. Da gibt's 'ne Menge Seelöwen. Wollen uns das mal ansehen."

Es war beeindruckend. Schwarze Felsen. Darüber rotbraun flammendes Gebüsch. Links davon die goldene Riesenmauer der Tuffklippen von Santa Cruz. Als wir näher kamen, drang das heisere Ööög-öööööög — der Seelöwen durch das rasselnde Rauschen der Brandungsbrecher.

Und da waren sie schon: Hunderte! Sie lagen auf den Felsen, spielten zwischen den Klippen, ließen sich wie ausgelassene Kinder in die Brandung plumpsen, immer aufmerksam bewacht von den Bullen. Die einzelnen Stammesgrenzen waren säuberlich getrennt. Jedes der Riesenbiester von Stammbullen paßte genau auf, daß kein Nachbarbulle zu nahe kam. Sie hüteten ihre Damen, Kinder und Jungtiere mit der Eifersucht arabischer Scheichs. Sie verstanden überhaupt keinen Spaß. Wehe, wenn ein Konkurrent frech wurde — dann setzte es unweigerlich Prügel. Und Bullengebisse sind furchtbar. Sie hauen tiefe Wunden. Wie oft fanden wir später die zerfetzten Kadaver von Bullen, die in einem solchen Kampf unterlegen waren.

Wir suchten einen geeigneten Ankerplatz. Fritz war vorn am Bug, wandte sich um, deutete ins Wasser.

Haie! Und was für Ungetüme! Langsam zogen die dunklen, lautlosen Schatten ihre Bahn. Sie hielten sich in respektvollem Abstand von den Seelöwenbullen, immer auf der Lauer, immer bereit, zuzuschnappen, sobald eines der Jungtiere bei seinen Schwimmübungen sich selbständig machte und sich den wachsamen Augen der Bullen, der Mamas und der Tanten entzog.

Haie und Seelöwen sind Feinde. Aber der Hai ist trotz seiner Größe und seines Mordgebisses dem Seelöwen nicht überlegen. Im Gegenteil — er fürchtet ihn. Die Schwimmakrobatik eines Seelöwen ist unvergleichlich. Bis der große Fisch seine Angriffspirale gezogen hat, sitzen ihm die Zähne des Seelöwen bereits im Bauch oder in der Flanke. Die Seelöwen greifen nur an, wenn eines der Jungen in Gefahr ist. Aber dann gruppenweise. Der Hai zieht dabei immer den kürzeren. Kein Wunder, wenn die Haie vorsichtig blieben und sich auf die Jagd nach den wehrlosen, tolpatschigen Seelöwenbabys spezialisierten ...

Auch uns hatte wieder mal das Haifieber gepackt. Wir nahmen unsere stärkste Leine, Fritz befestigte einen der „Bonitos", die wir auf der Überfahrt mit der Schleppangel gefangen hatten, an dem größten Haken, dann warfen wir den Köder über Bord.

Die „Mimi" kreuzte jetzt den Kurs des großen Schattens, der uns folgte. Der Hai machte einen weiten Bogen: nichts! Noch einmal! Die Kurve wurde enger. Jetzt schoß er wie ein Torpedo los: schnapp! Die Leine straffte sich ...

„Na warte, Junge", brüllte Gusch. „Jetzt paß mal auf ..." Wir zogen zu dritt. Unsere Arme und Rücken schmerzten. Der Hai kämpfte wie ein Wilder. Wir ließen die Leine wieder



Steinerner Inspektor heißt dieser drei Meter hohe Kopf bei den Angermeyers", berichtet Bruno Arnold. „Der ehemalige Kölner Stadtinspektor Wittmer nämlich meißelte ihn aus einem Galapagosfelsen — für seinen Sohn und »aus Spaß an der Freud«. Als der weltberühmte Naturforscher Thor Heyerdahl ein Bild dieses Kopfes sah, glaubte er zunächst, Ureinwohner hätten ihn aus dem Stein gehauen."

nach, fuhren im Kreis — wieder holten wir auf und wieder ließen wir dann locker, um ihn zu schwächen. Eine viertel, eine halbe, eine dreiviertel Stunde. Die Sonne brannte vom Himmel. Der Schweiß lief mir in Strömen über den Rücken, meine Fäuste schmerzten. Der Hai gab noch immer nicht auf.

Dann war es soweit. Ich spürte, wie er schlapp wurde. Wir zogen im Takt, eins — zwei — drei. Er kam näher. Er schien groggy. „So, Freund, jetzt haste genug", konstatierte Gusch zufrieden. Die Finne war deutlich auszumachen, der breite Kopf mit dem rundgewölbten Maul, den tückischen Augen. Was für ein Schädel!

„Du, das ist ja ein halber Wal!" Ich war erschrocken. So groß hatte ich mir das Biest nicht vorgestellt. Das Haiungeheuer da war ja beinahe so lang wie unsere „Mimi".

Locker lassen? Kam nicht mehr in Frage! Auch wenn sich unser Boot jetzt bedenklich nach Steuerbord zu neigen begann ... Der Hai schien aufzugeben. Wir brachten es fertig, den Kopf aus dem Wasser zu ziehen. Er schien uns anzugrinsen, der Schwanz schlug matt, das Maul schnappte.

„Was jetzt?" keuchte ich hilflos. „Was jetzt?"

Aber da war Fritz mit seinem Gewehr. Ich sah die Kugeln neben dem Auge aufschlagen, drei, vier. Und sofort begann die Hölle. Der Hai nahm seine letzte Kraft zusammen. Das Wasser neben uns schäumte, färbte sich blutig. Wir mußten loslassen. Die Leine spulte sich wieder ab. Warum hatten wir uns bloß mit dem Hai angelegt? Dazu treiben wir nun dicht unter den Felsen von Plaza Island. Jeden Augenblick können wir auflaufen ...

Das brachte Gusch auf eine Idee: „Ich geh' 'rüber. Wir machen das Biest an Land fest!"

„Du bist ja verrückt, wenn er jetzt ..." Aber Gusch war bereits im Beiboot. Die Leine trieb im Wasser, sie war an Bord der „Mimi" festgemacht. Aber wir ließen jetzt nach. Gusch hatte Glück, er ließ sich die Leine durch den abgewinkelten Arm laufen und ruderte wie der Teufel. Noch zwei, drei Meter, er hatte es geschafft, ehe der Hai wieder anzog. Er sprang ins Wasser. Ein Brecher warf ihn gegen die Felsen. Er kam prustend hoch, machte Beiboot und Leine an einem Vorsprung fest und winkte grinsend.

Das war geschafft. Eine viertel Stunde später hockten wir alle auf dem kleinen Vorsprung, bereit für das Finale. Jetzt konnten wir den Riesenfisch an Land ziehen. Die Leine war gesichert. Meter um Meter kam er herein, hilflos, matt wie ein gestrandetes Schiff.

Wir hatten ihn auf den Felsen. Sein Maul schnappte noch immer, aber die Schüsse schienen ihn betäubt zu haben. Er verhielt sich ruhig. Unsere Messer besorgten den Rest. Als wir den Bauch aufschlitzten, fanden wir im Magen Fellteile. Also hatte er doch Jagdglück gehabt und eine der zahlreichen Seelöwenmamas um ihr Baby gebracht.

Die Brandung kam hoch, faßte nach unserem Hai, wusch über seinen aufgeschnittenen, verstümmelten Körper. Wir hatten den Haken entfernt, die Leber ausgenommen, den Magen.

„Sieh dir das an — der lebt noch!"

Es war ein erschütternder und gleichzeitig makabrer Anblick: Der Hai bewegte sich wieder. Während das Leben aus dem Fisch längst entwichen war, taten Nerven und Muskeln immer noch ihren Dienst. Eine Welle hatte den Hai erfaßt, den ausgenommenen Hai. Er schwappte langsam zwischen den Felsen, aber seine

Bitte umblättern

Quittung

für Versicherungsbeitrag
Woche 50/61

Versicherung nach Tarif

ZU	Beitrag DM 0.40
ZU I	Beitrag DM 0.55
ZU II	Beitrag DM 0.70
ZU III	Beitrag DM 1.15
ZU IV	Beitrag DM 1.40
ZU – S	Beitrag DM 0.90

Zusatzversicherung für Unfall-Krankenhaus-Tagegeld Beitrag DM –.25.

Die Quittung hat nur Gültigkeit in Verbindung mit der auf den Namen des Versicherten ausgestellten Versicherungsurkunde.

Württembergischer Versicherungs-Verein a G.
Stuttgart

Fortsetzung von Seite 63

mächtige Schwanzflosse zuckte auf und ab, trieb ihn durch die Felsen hinaus aufs Meer. Er schwamm ...

Wir standen sprachlos. „Das ist doch nicht möglich, der ist doch fertig!" Er war es, ohne Magen, mit zerschossenem Kopf, ohne Leber. Aber er schwamm.

Wir verfolgten die blutige Spur des sterbenden Fisches. Er war jetzt vielleicht zweihundert Meter entfernt. Wir sahen, wie er sich plötzlich aufbäumte, sich herumwälzte — die weiße Bauchseite kam nach oben. Dann sackte er weg.

Als wir mit unserem Boot über die Stelle fuhren, erkannten wir unten, im klaren, durchsichtigen Wasser, seinen unbeweglichen schwarzen Riesenschatten ...

Irgendwie hatte uns das letzte Erlebnis die Lust am Sprechen genommen. Wir waren nicht sentimental. Aber die Tragödie dieses Endes machte uns nachdenklich.

Dann waren wieder die Klippen da.

Wir stiegen an Land, sahen die kleinen Seelöwenbabys, die vertrauensvoll an unseren Waden herumschnupperten, sich von uns streicheln ließen, die Mamas, die neugierig herankamen oder ihre Jungen lockten, die ausgelassenen Seelöwenburschen, die sich gegenseitig Stücke von Treibholz zuwarfen, um es dann in der Luft zu fangen, die Mädchen, die fröhlich blökend im Wasser herumkoboltzten — sahen diese ganze verspielte, fröhliche, zutrauliche Welt einer Seelöwenkolonie und beobachteten schließlich den großen Bullen.

Er tat mir leid. Ich hockte mich auf einen Felsen und sah ihm zu. Pausenlos machte er die Runde, patrouillierte durch das Wasser, scheuchte jedes Familienmitglied mit wütendem Grunzen zurück, wenn es sich zu weit ins tiefe Wasser vorwagte. Stunden ging das so. Ich sah ihn nicht einmal nach einem Fisch tauchen. Wahrscheinlich lebte er von Pflichtbewußtsein und Vorratsspeck. Wenn er mal ans Land watschelte, dann nur, weil sich zwei seiner Weiber in die Haare gerieten, beziehungsweise sich in die Schwarten knufften. Hatte er den keifenden Hausfrauenstreit geschlichtet, platschte er bereits wieder ins Wasser, um seine Runde anzutreten. Nein — so ein Seelöwenbulle hat's nicht leicht. Der Kerl wird froh sein, wenn es endlich Abend wird und der ganze Verein sich friedlich zum Schlafen legt.

Ich winkte ihm zu. Irgendwie war es mir plötzlich wohler. Mit unserem Haimord hatten wir wenigstens diesem armen Burschen einen Gefallen getan.

Diese Nacht blieben wir auf den Las Plazas. Ich starrte hinauf zum Himmel, lauschte dem orgelnden Gesang des Meeres, dem gelegentlichen Schrei eines unruhigen Seelöwen und war glücklich.

Der Morgen kam goldrot, strahlend. Finken sangen zwischen den Opuntien, die See leuchtete wie ein Kristall. Es ging weiter.

Gleich einem kleinen, gestreckten Finger liegt Santa Cruz eine Insel vorgelagert: Seymour. Wir segelten jetzt dicht an Land, um den Durchlaß zwischen den beiden Inseln zu finden. Beinahe hätten wir ihn doch verfehlt: ein vorspringendes Felsgebirge - Gordon Rocks — eine Bucht ... Ich sah auf die Karte: „Mensch, das muß es sein!"

Gusch legte sich ins Steuer. Knapp an den turmhoch aufragenden Klippen schafften wir die Wendung. Tatsächlich: ein Kanal! — Unsere Segel fielen in sich zusammen. Kein Lufthauch war zu spüren

„Fritz, stell dich achtern und blas mal", kalauerte ich mühsam.

Die Schinderei begann. Der Kanal war gut drei Seemeilen lang. Zum Glück hatten wir hinten am Stern einen Orlog vorgesehen. So stellten sich Gusch und ich auf, nahmen das schwere Zweimann-Ruder und begannen zu wriggen. Fünf Kilometer rechts-links-rechts-links ... Das tonnenschwere Boot machte kaum Fahrt, aber schließlich waren wir durch. Die „Mimi" erinnerte sich wieder daran, daß sie ein Segelboot war ...

Die Durchfahrt hatte uns nicht nur Schweiß, sondern auch Zeit gekostet. Sollten wir jetzt auf Nordkurs gehen und Santiago ansteuern? Wir beschlossen uns die andere Hälfte von Santa Cruz anzusehen. Der hohe Felsabsturz war verschwunden. Die Küste wurde flach. Überall hatte die See kleine Lagunen gebildet. Bäume und Schilfgras wuchsen an den Rändern. Als wir näher kamen und Anker warfen, flogen ganze Scharen von Wildenten auf: ein herrliches, vergessenes, paradiesisches Stück Erde. Ich schoß eine Ziege, einen uralten Bock. Wir kauten lustlos auf dem schuhsohlenzähen Leder. Dann legten wir uns wieder auf die faule Haut.

Bei guter Brise brachen wir am nächsten Morgen auf. Sehr bald wurde das anders. Die See begann sich weiß zu streifen. Gischt flog daher. Die „Mimi" stampfte unter dem Zugriff der Böen. Sie wurden immer heftiger. Unser Schiff war seiner ersten Bewährungsprobe ausgesetzt.

Den ganzen Tag kreuzten wir gegen Wind und Strömungen. Am späten Nachmittag sahen wir die Küste von Santiago. Ich starrte sehnsüchtig hinüber. Es war wie verhext. Da war die Küste, der Schaumring der Brandung. Und trotzdem, alles blieb immer im selben Abstand, rückte keinen Zentimeter näher. Noch einen Schlag. Und wieder. Und noch einen ... Wir kreuzten vor Santiago wie eine müde Winterfliege auf der Fensterbank. Strömung und Wind schienen sich gegen uns verschworen zu haben. Dabei begann nun langsam die Sonne zu sinken, und die Aussicht, daß wir bei Nacht einen Landeplatz zwischen unbekannten tückischen Klippen zu suchen hatten, machte die Sache nicht behaglicher.

Die Küste war jetzt nur noch eine winzige, tuchbraune, verwaschene Kontur. Die Dämmerung hatte eingesetzt. Ich hockte vorn am Steven und begann zu loten. Nichts! Zu tief!

Jetzt war das Donnern der Brandung zu hören. Ich spürte mein Herz am Hals: Wenn wir jetzt auf ein Riff aufliefen! Nichts mehr war zu sehen, nichts als das Leuchten der Schaumkronen.

Wir ließen unseren Ankerstein über Bord. Die Leine rollte ab, hing straff und senkrecht. Kein Grund ... Vorn im schummrigen Grau glaubte ich ein paar Felsen zu erkennen. Der Wind hörte plötzlich auf. Wir mußten also im Windschatten der Berge treiben.

„Helm ab zum Gebet", sagte Gusch.

Wir hatten noch nicht mal 'nen Hut. Immer lauter wurde die Brandung, immer unheimlicher die Gefahr, die dort in der Finsternis auf uns lauerte, die Gefahr, daß es plötzlich knirschte, unser Bootsrumpf aufriß, die „Mimi" umschlug und wir als drei hilflose Schiffbrüchige gegen die Felsblöcke einer unbekannten, menschenleeren Insel geworfen wurden.

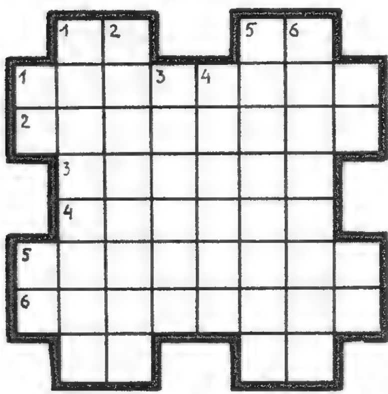
Mein Hals war trocken: „Hört mal, ich glaube es ist besser, wir drehen ab ..." In diesem Moment spürte ich die Erschütterung: Der Anker hatte aufgeschlagen! Das Boot schwang plötzlich nach Steuerbord. Ich sah einen dunklen Schatten heraufwachsen. Wasserstaub erfüllte die Luft ...

„Aufpassen", brüllte ich und spürte, wie sich eine Faust um mein Herz schloß und es zusammenpreßte. Ich hatte Angst. Mörderische Angst ...

Fortsetzung folgt

Kopfnüsse

MAGISCHE FIGUR



CHA — CHI — CHI — EN — FOR — LE — LE — LET — NE — NE — NIN — SCHA — SCHER — TI — TRI — VE

Aus obigen Silben sind Wörter zu bilden, die buchstabenweise in die Felder der Figur einzutragen sind. Die waagrecht zu lesenden Wörter bedeuten: 1. Gelehrter, 2. schmarotzender Fadenwurm, 3. Trinkgefäß, Fruchthülle, 4. Sennhütte, Schweizerhäuschen, 5. Bewohnerin Chiles, 6. Landschaft in Italien.

Setzt man in die leergebliebenen Felder die richtigen Buchstaben ein müssen sich senkrecht die gleichen Wörter ergeben.

AUS DEN SILBEN

a — a — bil — bo — buk — char — coln — da — de — de — del — dung — e — e — e — ed — ei — ein — ein — ein — gen — gie — gon — ham — he — heid — horn — i — in — ka — le — le — lei — lin — lo — lob — lut — mat — me — me — ment — mos — na — nies — nietz — nu — nym — on — phe — rak — re — roi — sa — sa — sche — sie — spruch — stra — sun — ter — ti — tim — to — tu — wurz — zi sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch = ein Buchstabe). 1. Berg in der Schweiz, 2. Selbstgefälligkeit, 3. Wasserfee, 4. griechischer Süßwein, 5. Stadt im belgischen Kohlenrevier, 6. Grundstoff, 7. Heilkraut, 8. Tonstufe, 9. Tongebung, 10. nordische Heldensage, 11. Sportboot, 12. Rechtsmittel, 13. Staat im Vorderen Orient, 14. deutscher Philosoph (1844 bis 1900), 15. Zurückgezogenheit, einsamer Wohnort, 16. amerikanischer Präsident (1809—1885), 17. Liliengewächs, 18. Ehrengruß, 19. Stadt in Afrika, 20. Dünkel, 21. Spielleitung, 22. norwegischer Schriftsteller (†), 23. weiblicher Vorname, 24. Oper v. Puccini, 25. Küchengewürz.

EINER SPRICHT AUS ERFAHRUNG

Uno — Kanu — As — Seine — flau — Mohr — Wein — Dank — Gräf — Dach — Nacht — uni — kess — Dan — rein.

In den vorstehenden Wörtern ist je ein Buchstabe durch einen der folgenden zu ersetzen: d d e e e i i k m n n r s ü w. Im Zusammenhang gelesen, ergeben die neuen Wörter einen launigen Rat an die ältere Generation.

FÜR OPERNFREUNDE

Gesucht werden die Namen der Komponisten nachstehender Opern. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines zeitgenössischen Komponisten.

1. Fidelio
2. Tiefland
3. Die spanische Stunde
4. Mignon
5. Der Mond
6. Der Evangelimann

ZITAT

Nach dem Einsetzen der fehlenden Buchstaben, ergibt sich bei richtiger Lösung ein Zitat von W. Churchill (ch = ein Buchstabe).

D . . w . cht . . s . e . r- ke . n . n . s . m L . ben . . t . i . Ta . s . . e, d . ss . u- . ei . t a . . Nar . . . r . . t ab . .

SCHMERZHAFT

Mit a kann's dich empfindlich zwicken,
doch kannst du ihr gar leicht entgehn.
Mit u wird dies dir selten glücken,
wirst oft von ihr verletzt dich sehn.

VERLOBUNGSANZEIGE

Dr. Egon W e i e r
Dr. Irene W o g e
empfehlen sich als Verlobte

Sowohl aus Titel und Namen des Bräutigams als auch aus Titel und Namen der Verlobten kann der Name der Stadt gebildet werden, aus der das Paar stammt.

Rätsellösungen aus Nummer 49:

DIAGONALRÄTSEL: 1. Sandale, 2. Spirale, 3. Forelle, 4. Nikotin, 5. Schotte, 6. Scharte, 7. Schelle = Sprotte — Scholle. — SILBENRÄTSEL: 1. Steward, 2. Choral, 3. Orthographie, 4. Energie, 5. Nigeria, 6. Einwand, 7. Wachholder, 8. Oberon, 9. Rotterdam, 10. Telefon, 11. Endstation, 12. Semikolon, 13. Irene, 14. Norden, 15. Donner, 16. Nobile, 17. Inschrift, 18. Chester, 19. Tasse, 20. Waschbär, 21. Alkoven, 22. Helena, 23. Rainer = Schoene Worte sind nicht wahr, wahre Worte sind nicht schoen. — OPERNRÄTSEL: Stern, Amberg, Lias, Odin, Mikron, Ehrung = „Salome"; Ostern, Bamberg, Elias, Rodin, Omikron, Nehrung = „Oberon" — BUCHSTABENENTNAHME: Wenn du zwei Hasen zur gleichen Zeit fangen willst, werden dir beide entgehen. — ZITAT: Wenn du die Welt an jedem Tag nicht neu erobern willst, verlierst du sie von Tag zu Tag mehr. — RÄTSELGLEICHUNG: A = Landsturm, B = Sturm, C = Wirth, D = Schaft, X = Landwirtschaft. — ORNITHOLOGISCH: Ammer — Jammer. — ERGÄNZUNGSRÄTSEL: Anklage, Barbara, Selchfleisch, Flachsbau, Reederei, Schlacht = Kassel. — VISITENKARTE: Schauspielerin. — RIESENKREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Konstantinopel, 11. Transfusion, 18. Lein, 19. Meile, 20. drei, 22. Blattwerk, 24. Erl, 26. ave, 28. Gide, 30. Ina, 31. Ehe, 33. Astrologie, 38. Era, 40. Ulk, 42. Balg, 44. Ate, 46. Lea, 47. Abtei, 48. Vers, 49. Spekulation, 52. Haik, 53. Inn, 55. Zebu, 56. Ober, 58. Latz, 60. Intrigant, 61. Konservatorium, 62. rar, 63. Lok, 65. Neid, 67. Tenor, 69. Reif, 71. Zeugnis, 73. Lee, 74. List, 75. Atom, 77. NL, 78. Matte, 79. Kapitel, 81. Bora, 82. Heer, 83. Same, 85. Stirn, 88. Terrasse, 90. Ra, 92. Zug, 93. Obst, 94. and, 95. Bude, 96. Kra, 97. Plagiator, 99. Bub, 100. Dur, 101. Eli, 102. ora, 103. ihn, 105. Knoblauch, 109. Eton, 111. one, 112. Tera, 113. Fe, 116. neu, 117. Sergeant, 119. Watt, 120. Lotos, 122. Levi, 123. arid, 125. Droge, 127. Bertram, 130. Knut, 131. Idee, 133. Antibes, 135. Elm, 136. op, 138. Gasel, 139. Knie, 140. Rad, 142. Lar, 143. Kate, 144. Epik, 146. Hupe, 147. Stammbaum, 155. Baufaelligkeit, 166. Ravel, 168. euer, 169. Weihnachten, 170. Eros, 171. oil, 172. Ende, 173. Galanterie, 176. Nen, 177. Rat, 178. Prag, 179. Aga, 181. Gen, 183. Lauer, 184. Oma, 186. USA, 188. Seal, 189. Gig, 190. Kap, 102. NN, 193. Unke, 194. Dalila, 197. Chile, 199. Maer, 200. Desiderat, 201. Kobra, 202. Generalgouverneur, 203. Kastagnette. — Senkrecht: 1. Kleister, 2. Oere, 3. Nil, 4. Sn, 5. Nea, 6. Tivoli, 7. ile, 8. Ne, 9. Erg, 10. Leib, 12. Ali, 13. Nana, 14. Stativ, 15. Uwe, 16. sehr, 17. Ire, 21. Idaho, 23. Flaum, 25. Eren, 27. Zinn, 29. Elan, 32. Cebu, 33. Abbau, 34. Ster, 35. Ter, 36. Oel, 37. Gran, 38. epi, 39. Akt, 40. Uta, 41. Kot, 43. Gis, 45. Ena, 46. Lei, 47. Aorta, 50. Ur, 51. Ag, 54. NT, 57. Gong, 59. Ziel, 63. Leute, 64. Konak, 66. Diener, 67. Testament, 68. Rita, 70. Fell, 71. Zitrat, 72. Sophist, 74. Laos, 76. Miere, 80. ten, 84. Erz, 85. Sauna, 86. Reger, 87. Prokofieff, 89. Judo, 91. Abrechte, 92. Zutrauen, 94. Albino, 95. Baurat, 97. Pulk, 98. Idol, 104. no, 106. Onkel, 107. Crew, 108. Haube, 110. Noetigung, 114. Art, 115. Antares, 117. Savona, 118. Torte, 119. Werk, 121. Sir, 124. Dahlie, 126. Ettal, 127. Biber, 128. edel, 129. Mime, 132. Dorer, 134. Isar, 135. Ente, 137. Papageno, 139. Kapriole, 141. Diva, 143. Kuer, 145. Keller, 146. Huerde, 147. Sen, 148. Tier, 149. Ahn, 150. Mn, 151. Massiv, 152. Ahr, 153. Utah, 154. Met, 156. Aerar, 157. Ural, 158. Fog, 159. As, 160. Loggia, 161. Lia, 162. il, 163. eng, 164. Iden, 165. Tenno, 167. Lad, 168. Ete, 174. nun, 175. Emir, 178. Peer, 179. Aist, 180. Ware, 182. Suk, 185. Ala, 186. Uhu, 187. Ale, 188. Sau, 189. Ges, 190. Ken, 191. Pat, 195. an, 196. al, 198. er, 200. da.

BUNTE KRIMINAL GESCHICHTE



AUSGEWÄHLT VON ALFRED HITCHCOCK

Alter schützt vor Torheit nicht. Es bewahrte auch Richard Colton nicht vor der Hochzeit mit Sandra, die seine Enkelin hätte sein können. Als er merkte, daß sie ihn nie geliebt hatte, war es zu spät: Er saß in einer tödlichen Falle

POST AUS DEM JENSEITS

VON ERNEST BUTNER

Montag, 11. Juli 1961

Liebe Sandra!

Seit eh und je habe ich an Gerechtigkeit geglaubt. Und wenn Du diesen Brief in Händen hältst, dann hat sich mein Glaube an den Sieg der Gerechtigkeit bewahrheitet. Denn Du wirst diesen Brief nicht direkt erhalten, sondern auf einem kleinen Umweg ...

So wird es kaum zu vermeiden sein, daß auch andere von Deinem kleinen Geheimnis erfahren, dem Geheimnis, wie Du mich erfolgreich ins Jenseits befördert hast.

Ich muß zugeben, Du hast es von allem Anfang an klug eingefädelt. Eine Stelle als Sekretärin, das war alles, worum Du mich zuerst batest. Aber schon damals hattest Du es sicherlich auf mehr abgesehen, als nur meine Manuskripte abzutippen.

Du warst meine Sekretärin, ich war der Chef — dabei hätte ich es bewenden lassen sollen. Aber Du warst durchtrieben genug, mich alten Esel herumzukriegen. Ich war mit Blindheit geschlagen, als ich mir einbildete, ein hübsches Ding wie Du würde aus Liebe einen Mann heiraten, der dreimal so alt ist wie seine junge Frau.

Ich war blind vor Liebe — und ich blieb es. Wohl fiel mir der Schwarm der jungen Männer auf, mit denen Du Dich zu umgeben beliebtest. All diese gelackten Schnösel, die Dir in Hollywood auf den Cocktailpartys den Hof machten! Der Schreiberling, der sich an Dich heranmachte, als wir im letzten Jahr auf der Autorentagung waren. Jener Schmierenkomödiant mit den Schmalzlocken, der sich eine Karriere als Filmstar einbildete und dem Du unbedingt aus meinem Drehbuch vorlesen mußtest. Genug davon ich könnte noch viele aufzählen, aber die Zeit drängt.

Mir machtest Du vor, es seien nur höchst ehrsame Gefühle der Freundschaft, die Du zu ihnen empfändest. Und ich glaubte es. Weil ich es glauben wollte. Vielleicht hätte ich damals weniger Zeit am Schreibtisch verbringen und mehr die Augen offenhalten sollen. Aber ich hatte Angst vor der Wahrheit, denn ich wußte, ihre Erkenntnis würde mir wehtun. Um diese Zeit war ich bereits krank — erinnerst Du Dich noch daran?

Und auch vor der Krankheit verschloß ich die Augen. Ich biß die Zähne zusammen und schuftete weiter. So schaffte ich es, mein Drehbuch zu Ende zu schreiben und nebenbei noch einen Roman. Aber ich übernahm mich und brach zusammen.

Ich entsinne mich noch gut daran wie aufgelöst Du warst vor Schmerz und Mitleid, als ich ins Krankenhaus geschafft wurde. Eins muß man Dir lassen, Sandra: Du warst schon immer eine gute Schauspielerin.

So konntest Du auch Deine tiefe Enttäuschung verbergen, als Du erfuhrest, ich würde mit dem Leben davonkommen. Ja, als ich wieder aus dem Krankenhaus entlassen wurde und die Ärzte sagten, wenn ich mir nur ein paar Wochen gründliche Ruhe an einem einsamen, stillen Ort gönne, wäre ich bald über den Berg.

Damals verschwandest Du plötzlich auf ein paar Tage. Ich war beunruhigt, aber Du erklärtest mir, Du müßtest nach einem entlegenen Flecken suchen, an dem ich mich wieder voll und ganz erholen könnte, irgendeinem Blockhaus in den Wäldern oder einem Bungalow am Meer.

Ich weiß noch genau, wie fröhlich Du warst, als Du zurückkamst. „Ich habe genau das Richtige gefunden", schwärmtest Du mir vor.

Und ohne Zweifel — das hattest Du!

Der erste Blick, den ich dann eine Woche später auf den Ort warf, an dem ich meine Kräfte wiedergewinnen sollte, bestätigte mir das: In einer kleinen, aber komfortablen Hütte in einer fjordähnlichen Schlucht zu leben, vor mir das Meer und hinter mir die himmelstürmenden Felsen — das hatte ich mir gewünscht, seit ich ein kleiner Junge war und noch nichts wußte von Hollywood und vom Bücherschreiben und von Frauen, die ihre Männer töten — wie Du, Sandra.

Ich kam in den Fjord, und ich atmete auf. Hier konnte ich hoffen, allmählich wieder auf die Beine zu kommen, wie es mir die Ärzte geraten hatten. Ich konnte daliegen, dem endlosen Lied der Brandung lauschen und den Möwen nachblicken, die über das Wasser hinschossen. Ich konnte mir die Sonne auf den Pelz brennen lassen und mit kleinen, immer größer werdenden Spaziergängen — erst ein paar schlurfende Schritte nur, dann ein paar hundert Meter, dann ein paar Minuten — wieder erstarken.

Vor allem aber genoß ich die Ruhe. Nichts gab es, das mich hätte ablenken, das mich hätte aufregen können hier in dieser einsamen Bucht an der zerklüfteten Pazifikküste Oregons.

Erst war es mir ein Rätsel, wie Du diesen idealen Ort so schnell finden konntest. Seit letzter Woche aber weiß ich Bescheid: Ich weigerte mich, daheimzubleiben, als Du zum Einkaufen ins Dorf fuhrst. Wohl oder übel mußtest Du mich mitnehmen. Und während Du im Selbstbedienungsladen neue Vorräte holtest, unterhielt ich mich mit einem Nachbar. Von ihm erfuhr ich die Geschichte unseres Vormieters: Der junge Mann zog aus unserer Hütte aus, nachdem seine Frau im Meer ertrunken war. Später ging er nach Hollywood und wurde Komparse. Da wußte ich: Das war einer jener jungen Männer, die Du auf den Partys getroffen hattest. Von ihm hattest Du den Tip erhalten.

Erstaunt war ich, wie sehr Du Dich plötzlich um mein Wohlergehen kümmertest. Nur selten wichest Du von meiner Seite, dann, wenn Du schwimmen gingst oder Spaziergänge unternahmst, um unseren riesigen Privatstrand zu erforschen.

Manchmal freilich dauerten Deine Spaziergänge Stunden. Aber ich war nicht beunruhigt. Ich wußte ja: Die hohen Klippen der Schlucht umschlossen unseren Strand sicherer als der höchste Zaun. Niemand konnte an den Strand gelangen, ohne dicht an unserer Hütte vorbeizugehen, die — im Engpaß gelegen — den Zugang zum Meer versperrte wie ein Korken einen Flaschenhals.

Und auch vom Meer her konnte sich kein Boot dem Strand nähern, ohne daß ich es von unserer Hütte aus sah.

So war ich getrost: Gewiß hattest Du die Verbindung zu Deinen jungen Männern abgebrochen — zumindest für den Augenblick.

Zwar war ich noch immer zu schwach, Dich auf Deinen langen Ausflügen zu begleiten. Aber wenn Du heimkamst, dann erzähltest Du mir ja alles, was Du Neues entdeckt hattest. Am meisten schwärmtest Du vom „Turmfelsen", wie Du ihn nanntest — von einer schroffen, malerischen Klippe, die sich aus dem Meer erhob und die ich nicht sehen konnte, weil sie hinter einer Biegung der Küste verborgen lag.

Du sagtest, von nirgendwo könnte man so herrlich in die See tauchen wie vom „Turmfelsen" aus. Immer wenn Du davon sprachst, wie bald Du mich zu dieser Klippe führen würdest, damit auch ich ihre Schönheit bewundern

könnte, dann war Deine Stimme voller Genugtuung und verhohlenem Triumph.

Endlich war es soweit. Ich war stark genug für einen größeren Ausflug. Du packtest belegte Brote ein und kochtest Kaffee für die Thermosflasche. Ich nah... Bleistift und Schreibblock mit, um am Strand am Entwurf eines neuen Buches zu arbeiten.

Früh am Morgen brachen wir auf. Im kühlen Schatten der Steilküste wanderten wir um das schmale Kap, hinter dem der „Turmfelsen" sich versteckte.

Endlich sah ich ihn — und war enttäuscht. Selbst als wir dann unsere Decke am Strand ausbreiteten, keine hundert Meter von der umgischteten Klippe entfernt, konnte ich dem Anblick nichts abgewinnen. Es war eben ein einsamer, verwitterter grauer Felsblock, der mehrere Meter hoch über das grünblaue Wasser emporragte. Er schien mir nicht häßlicher als hundert andere Klippen auch — aber auch nicht begeisternder. Eins muß ich freilich zugeben: Hätte ich schwimmen können, dann hätte ich vielleicht eher das eigenartige Entzücken begriffen, das er in Dir erweckte.

So begriff ich es schon auch — aber zu spät! Während Du hinausschwammst zu dem Felsen, stand ich auf, um die Decke von den näherrückenden Wellen zurückzuziehen. Und plötzlich bemerkte ich, wie schmal der Strand geworden war. Ich starrte auf die anstürmenden Wogen, dann auf den Steinwall des Steilufers hinter mir und erschrak: Die Flut, die bereits mit Macht eingesetzt hatte, mußte den gesamten Strandabschnitt mindestens drei Meter hoch überspülen.

Ich war verloren. Schwimmen konnte ich nicht. Die Felswand hinter mir war viel zu schroff, als daß ich mich durch Klettern hätte retten können. Und nicht einmal davonlaufen konnte ich: Schon stand der Strand zu beiden Seiten der Bucht unter Wasser. Ich war von der Hütte abgeschnitten.

Dennoch gelang es mir, mein Entsetzen zu meistern. Ich versuchte gar nicht erst, um Hilfe zu rufen. Ich wußte, es war zwecklos. Außer Dir war kein Mensch weit und breit. Du aber hattest längst aufgehört mit dem Schwimmen und Tauchen. Jetzt saßest Du draußen auf dem „Turmfelsen". Klar hob sich Dein Schattenriß gegen den hellen Himmel ab.

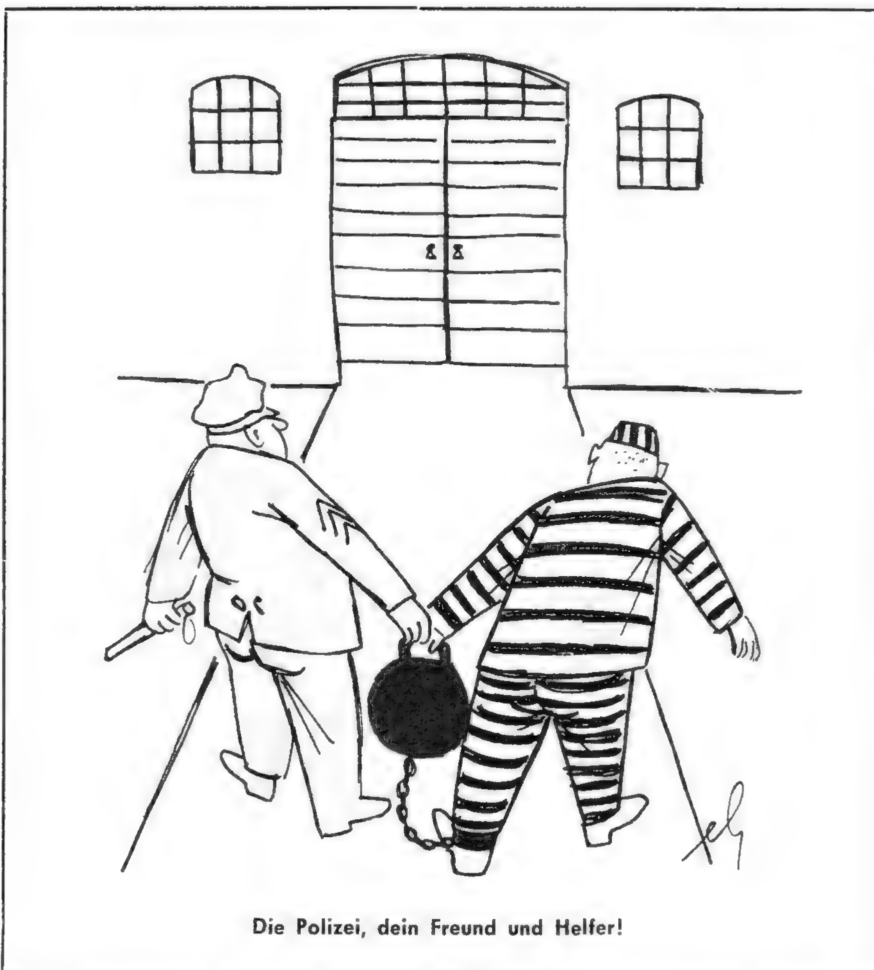
Ich weiß jetzt: Du wartest. Wartest, bis die Flut den Strand überspült hat. Wartest, bis ich ertrunken bin. Und ich weiß auch genau, wie es weitergeht: Sobald die Ebbe eingesetzt hat, schwimmst Du ans Land zurück. Du gehst zur Polizei und berichtest, daß ich verschwunden bin. Wie das geschah und wo das geschah, das behältst Du wohlweislich für Dich.

Nein, ich rufe nicht. Ich schreibe.

Es wird dann wohl noch ein Tag vergehen oder vielleicht auch ein paar Tage, dann wird man meine Leiche irgendwo am Strand finden. Angeschwemmt von der Flut. Ohne irgendein Zeichen, das verraten kann, daß Du mich ermordet hast.

So wird kein Verdacht auf Dich fallen, im Gegenteil: Mitleid wird man haben mit der armen jungen Witwe.

Fortsetzung auf Seite 69

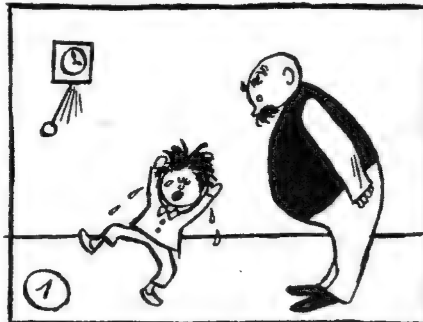


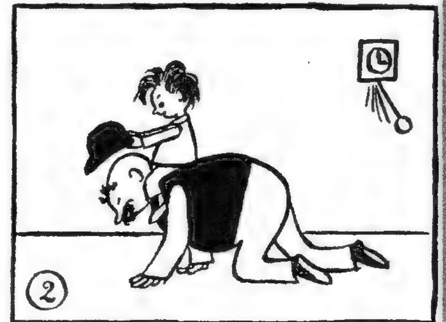
Die Polizei, dein Freund und Helfer!

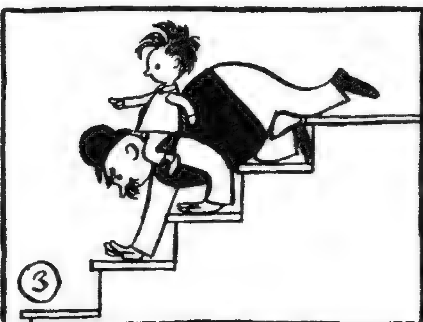
BUNTE Riesen-Rätsel

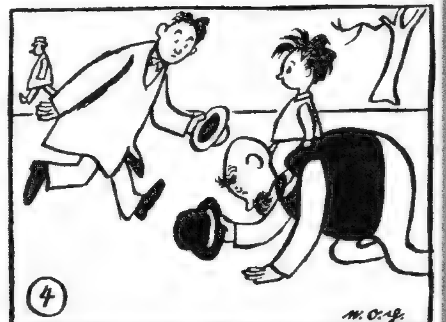
VATER und SOHN

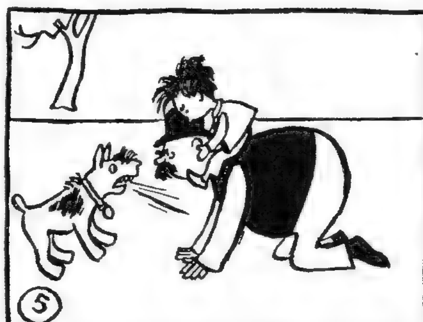
Um der lieben Ruhe willen

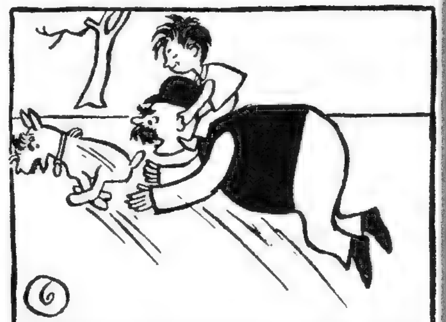












Gezeichnet: e. o. plauen

Waagrecht: **1** Gabe, **6** Regierungschef, **18** Opernpartie, **20** Gotteshaus, **21** leidenschaftlicher Anhänger, **22** Wettbewerbsbeginn, **24** Männername, **26** Haushaltsgerät, **28** Rennpferd, **31** Drehpunkt, **33** Kurzwort für Großmutter, **35** Zeitungswesen, **41** franz. Komponist (1782–1871), **43** Bruder des Jakob, **44** im alten Rom: Geister der Toten, **46** Stockwerk, **49** Farbe, **50** westeurop. Fluß, **51** tschech. Reformator (1369–1415), **52** japan. Währungseinheit, **53** bestimmter Artikel, **54** Musikhalbton, **56** Hauch, **57** Nummer (gek.), **59** pers. Fürwort, **60** Küchenchef, **61** Erforschung und Darlegung der Glaubensverbreitung, **62** bibl. Hoherpriester, **63** Spender, **65** Mineral, **67** südländ. Haustier, **68** Hauptstadt von Peru, **69** Spielkartenfarbe, **70** rumän. Währung, **71** Schiffsseil, **72** Werg, **73** Mastspitze, **74** Luftbewegung, **75** Frauenname, **77** Behältnis, **79** Schweizer Nationalheld, **81** Stadt in Norditalien, **83** Heilpflanze, **85.** Papstname, **86** große Wärme, **88.** schles. Stadt, **90** physik. Arbeitseinheit, **91** Berliner Sender, **93** Eßgerät, **95** Gebirgspfad, **97** nord. Schicksalsgöttin, **98** Vorwort, **100** Streit, **101** Raubfisch, **102** Tiergarten, **104** Schiffsseite, **106** Quälerei, **110** ital. Musiknote, **111** chem. Zeichen für Lithium, **113** Torheit, **115** Schweizer Berg, **117** Straße (franz.), **118** Vorwort, **120** Land in Asien, **122** Männername, **124** röm. Geschichtsschreiber (um 100–25), **126** mosaisches Gesetz, **127** mitteleurop. Hauptstadt, **129** nord. Gottheit, **131** ital. Artikel, **133** Matrose, **135.** bauliche Erweiterung, **137** Gefrorenes, **139** Ausflug, **141** Längenmaß, **142** Schweif des Hundes, **144** männl. Schwein, **146** Meeresbucht, **147** griech. Göttin, **148** Stadt in Holland, **149** westfäl. Stadt, **151** Metall, **152** Sinnesorgan, **153** span. Nationalheld, **154** Spaltwerkzeug, **155** anhänglich, **156** chem. Zeichen für Helium, **157** unantastbar (polynesisch), **159** Vorwort, **160** Häftling, **162** Offiziersrang, **173** Musikhalbton, **176** lautes Geräusch, **177** Verfasser, **179** Besitz, **180** Pelzart, **181** Uferstraße, **182** Zahlwort, **183** Ruhepause, **184** Frauenname, **185** Laufschiene des Schlittens, **187** Konditoreiprodukt, **189** Gebäudeform, **191** Abwesenheitsnachweis, **193** Unterbrechung, **194** arab. Hafenstadt, **195** Wohltat, **196** Klebstoff, **198** Vater des Sem, **199** jugosl. Stadt, **201** feierliches Gedicht, **202** Gesottenes, **203** Nahrungsmittel, **204** rot (engl.), **205** skandin. Währungseinheit, **206** Baumwollstoff, **208** franz. Münze, **209** König (franz.), **210** Glanz, **211** Rätselart, **212** Anleitung zur Verwendung eines bestimmten Gegenstandes.

Senkrecht: **2** europ. Hauptstadt, **3** Held der Artussage, **4** Strom in Afrika, **5** von (franz.), **7** Erbanlage, **8** Bedrängnis, **9** ungar. Männername, **10** Schlingpflanze, **11** selten, **12** Giftpflanze, **13** japan. Staatsmann (1848–1909), **14** Brettspiel, **15** Muse der Liebesdichtung, **16** Neues Testament (gek.), **17** dreiviertellanges Frauenobergewand, **19** Anerkennung, **23** trop. Baumharz, **25** Staat der USA, **26** Zwang, **27** südamerik. Münzeinheit, **29** ital. Weinstadt, **30** Stimmlage, **31** Gebirgsübergang, **32** Nebenfluß der Donau, **34** Stacheltier, **36** Erzengel, **37** Infektionskrankheit, **38** Fluß in Polen, **39** Vorwort, **40** Stadt in Italien, **41** Vorwort, **42** Nordlandtier, **44** engl. Insel, **45** Fluß in Norwegen, **47** Abschiedsgruß, **48** german. Volksstamm, **55** Autokennzeichen für Finnland, **58** Sammelbecken, **60** Nebenfluß der Donau, **61** Fehlerfreiheit, **64** Vorwort, **65** ital. Maler (1696–1770), **66** Schwur, **68** Aussatz, **69** Wasserstandsmesser, **71** Farbe, **72** Kopfbedeckung, **76** Behörde, **78** ungezogenes Mädchen, **80** Frau des Jakob, **82** Inselwelt des Stillen Ozeans, **84** griech. Küstenlandschaft, **87** Testamentnachfolger, **89** Sprung, **92** Pelzart, **93** Tierfutter, **94** Krankenhaus für Soldaten, **96** span. Frauenname, **99** Kurier, **103** „Aus" bei Rasenspielen, **105** Zweig der Landwirtschaft, **107** Bergeinschnitt, **108** Gefäß, **109** Ehrerbietung, **112** Versehen, **114** griech. Buchstabe, **116** entbeerte Traube, **119** ital. Musiknote, **121** Regel, **122** Männergestalt aus „Don Carlos", **123** Regelung, **125** junges Getreide, **128** günstigster Zustand des Kulturbodens, **130** rumän. Landschaft, **132** Frauengestalt in „Turandot", **134** röm. Kaiser (14–37), **136** Wintersportgerät, **138** Rang in der Gesellschaft, **140** Teil des Fahrrades, **143** griech. Buchstabe, **145** nord. Meerriesin, **150** zu keiner Zeit, **151** Unangenehmes, **154** Mädchenname, **155** Verwandte, **157** Troß, **158** christl. Sakrament, **160** Titel oder Fürwort an andere, **161** Nebenfluß des Mains, **163** Vertiefung, **164** engl. Schulstadt, **165** Schriftstück, **166** früherer Generalsekretär der UNO, **167** Ungeziefer, **168** an jener Stelle, **169** Segelstange, **170** Großspeicher, **171** griech. Göttin der Jugend, **172** orient. Männername, **173** Bezirk, **174** Schlot, **175** Freundin Goethes, **176** Stammannschaft, **178** Rotfärbung, **183** Krawall, **184** deutsche Währungseinheit, **185** Spielkartenfarbe, **186** Fortbewegung zu Pferde, **188** europ. Hauptstadt, **189** Reiseweg, **190** deutscher Maler (1880 bis 1916), **192** röm. Monatsmitte, **193** Herzschlag, **195** bulg. Währungseinheit, **196** Stadt in Niederösterreich, **197** Brei, **199** Pöbel, **200** ungekocht, **202** Wintersportgerät, **207** chem. Zeichen für Neon.

Fortsetzung von Seite 67

Und dann kannst Du so leben, wie es Dir paßt. Umgeben von einem Schwarm stürmischer Verehrer, befreit von Deinem eifersüchtigen alten Mann. Geld genug hast Du. Von den Tantiemen meiner Bücher und des neuen Drehbuchs kannst Du gut leben. Dazu kommt die Lebensversicherung, die Dir überdies noch die doppelte Summe auszahlen wird — denn ich kam ja durch Unfall ums Leben.

Ich bin sicher, Du hast auch diese Unfallklausel von vornherein in Deinen Plan einbezogen. An alles hast Du gedacht. Den rechten Ort hast Du gefunden, an dem Dir Dein Mordplan gelingen mußte. Und genau die richtige Zeit hast Du erkundet — den Wechsel der Gezeiten.

An alles hast Du gedacht — an fast alles. Nur eins hast Du übersehen: meinen Notizblock und meinen Bleistift. So konnte ich Dir diesen Brief schreiben, ehe der Strand völlig in der Flut versank. Jetzt aber ist es soweit. Leb wohl, Sandra! Ich hoffe, der Brief kommt auf dem richtigen Weg in Deine Hände. Denn dann wirst Du wissen, was es bedeutet, hoffnungslos in der Falle zu sein.

Es grüßt Dich

Dein Mann, den Du ermordet hast

Richard Colton

*

Sandra erhob ihre Augen langsam von dem Brief. „Wie können Sie auf so was hereinfallen", sagte sie verächtlich und schleuderte das Schreiben protestierend auf den Tisch. „Das ist doch eine ganz plumpe Fälschung!"

Ruhig nahm der Kriminalkommissar die Blätter an sich. „Wir haben uns die Bucht hinter dem »Turmfelsen« angesehen", sagte er kalt.

„Das ist mir egal. Richard hat diesen Brief einfach nicht geschrieben."

„Das zu entscheiden, wollen wir lieber den Handschriftexperten überlassen. Aber das weiß ich gewiß: daß ein Fischer zu uns ins Polizeipräsidium kam und uns diesen Brief brachte!"

Sandra zwang sich zu einem verkrampften Lachen: „Ein Fischer! Das ist ja lächerlich. Und deswegen holen Sie mich den weiten Weg her von Hollywood, bloß damit ich dieses Geschreibsel lesen soll . . ."

Der Kommissar zuckte die Schultern. „Der Brief ist an Sie gerichtet. Er ist auf Seiten geschrieben, die aus dem Notizblock Ihres verstorbenen Mannes stammen. Achten Sie bitte darauf, wie sich das Papier zusammenrollt — und dann sehen Sie sich einmal diese bräunlichen Flecken an . . ." Er zog seine Schreibtischschublade auf und holte etwas heraus.

„Kaffeeflecken!" sagte er ruhig. „Der Brief steckte zusammengerollt in dieser Thermosflasche, Mrs. Colton. Und diese Thermosflasche ist Ihnen doch wohl bekannt? Sie haben sie gekauft, ehe Sie mit Ihrem Mann in Erholungsurlaub fuhren . . ."

Nächste Woche eine neue

BUNTE KRIMINAL GESCHICHTE

Kenner lassen keine aus



Was die Bäuerinnen aus dem Lessachtal in Tirol (links) seit Jahrhunderten sonntags zum Kirchgang anziehen, wurde durch Coco Chanel jetzt zum letzten Schrei der Mode: Chanel-Kostüme sind Trumpf

Die neueste Modewoge, von der augenblicklich ganz Paris überschwemmt wird, heißt Chanel. Aber wenn wir richtig hinschauen, dann stellen wir fest, daß die Originalidee dazu aus den Trachtenschränken Österreichs oder Oberbayerns stammt: Die Jäckchen haben Zierborten und Goldknöpfe — nur das Material hat sich geändert. Aus graugrünem Loden oder derbem Trachtenstoff wurde Tweed, Samt, Brokat, Wollstoff oder Leder in herrlichen, beschwingten Pastelltönen. Die Französinnen sind von dieser „neuen Welle" restlos begeistert. Bauernkleidung und Pariser Charme wurden zum

Welterfolg aus dem Trachten-schrank

Coco Chanel erobert mit praktischen und schicken Modellen den Beifall der Welt



Die Pariser Modekönigin Coco Chanel ist trotz ihrer 75 Jahre noch immer von einer unvorstellbaren Aktivität für all das erfüllt, was die Frauen schöner und attraktiver werden läßt. Seitdem ein vorwitziger Reporter Marilyn Monroe einmal fragte, was sie nachts im Bett anziehe, und ihm die Schauspielerin mit entwaffnender Offenheit gestand, ihr Negligé bestünde aus nicht mehr und nicht weniger als einigen Tropfen des Parfüms „Chanel Nr. 5", ist der Name Chanel auch den modisch nicht Interessierten zu einem Begriff geworden. Jetzt überrascht Coco Chanel die Damenwelt mit ihrer neuen Kostümmode, bei der alte Bauerntrachten Pate standen.







Von Coco kreiert . . . ist dieses Modell aus beige-blau-rosé-farbenem Tweed. Bluse und Blenden bestehen aus Seide, die in einem zarten Roséton gehalten ist. Aber „nur" mit dem Kostüm ist Madame natürlich nicht vollständig „angezogen". Um den Hals werden mehrreihige weiße Perlen- oder Goldketten getragen. Dazu das Neueste: Bei einem Jäckchen ohne Knöpfe hält eine breite Goldspange aus Großmutters Zeiten die beiden Teile zusammen. Der Preis, den man für die ganze Pracht à la Chanel zu bezahlen hat, beginnt bei etwa 1800 Mark. Nach oben ist Frauen, deren Männer dicke Brieftaschen haben, keine Grenze gesetzt.

. . . und sofort überall kopiert: In allen Schaufenstern und Modehäusern von Paris kann man jedoch für wesentlich weniger Geld Imitationen echter Chanel-Kostüme kaufen. Auch diese beiden Kostüme aus beigem Tweed, giftgrüner Seidenbluse mit gleichen Blenden (links) und dunkelblauem Wollrips mit blaßrosa Georgettebluse (rechts) sind Kopien, die nur Fachleute auf den ersten Blick von „echten" Chanels unterscheiden können. Es ist bekannt, daß Madame Chanel nicht daran denkt, deswegen einen „Urheberrechtsprozeß" anzustrengen. Im Gegenteil, sie freut sich, wenn man sie kopiert und ihre Ideen in der ganzen Welt verbreitet werden.



Der erste Empfang . . .

Nach der Taufe gibt Baby gewissermaßen seinen ersten Empfang: Für wenige Minuten ist es noch einmal der Mittelpunkt im Kreise der glücklichen Eltern, der Paten und Freunde. Auf sein Wohl und seine Gesundheit stoßen sie an mit einem Glas HENKELL TROCKEN – dem gleichen großen Sekt, der später ein Leben lang auch sein Begleiter sein wird in allen frohen und festlichen Stunden. Vollkommene Reife und rassige Eleganz bestimmen HENKELL TROCKEN zu dem bekömmlichen Sekt für Anspruchsvolle, die „etwas mehr" davon verstehen – und daher auch zu der rechten Marke, um die guten Wünsche für ein junges Menschenkind zu besiegeln.

